

Thomas Josef Wehlim

Chapters

Roman

Privatdruck

5. Fassung 2026

© 2026 Thomas Josef Wehlim

1 Atomic Hotel

(Deutschland, 2030 n. Chr.)

2 Josu

(30.000 BC)

3 Wanderer

(frühe Neuzeit)

4 Introduction to Table Science

(USA, present time)

5 Kaiser

(Deutsches Reich, 1890-1914 n. Chr)

6 References

1 Atomic Hotel

(Deutschland, 2030 n. Chr.)

Ich stehe vor einem großen, fünfstöckigen Gebäude. Über die von gepflegten Büschen umrandete schmale Anfahrtsstraße tuckert ein Reinigungsfahrzeug. »Hotel El Sol« steht auf dem Schild über dem Eingang.

Ich durchschreite die Drehtür. Es ist tatsächlich eine typische Hotelrezeption. Warme Braun- und Rottöne. Holzvertäfelungen. Gummipflanzen. Teppiche. Sanfte Musik. Ein kleiner künstlicher Brunnen plätschert leise neben einer Sitzgruppe aus tiefen Sesseln.

Ich trete vorsichtig an die Rezeption. Eine junge Dame in einer weißen Bluse und hochgestecktem Haar schaut mich freundlich an.

»Was kann ich für Sie tun?«

Mir wird schwindelig. Ich muss mich auf die Theke stützen.

»Entschuldigung«, sage ich.

»Kein Problem«, entgegnet die junge Dame.

»Ist das hier wirklich ein Hotel?« frage ich.

»Mir ist nichts Gegenteiliges bekannt«, sagt die Dame. Ein Lächeln versteckt sich in ihrem Gesicht.

»Nun gut«, fahre ich fort, »haben Sie denn noch ein Zimmer frei?«

»Ja«, antwortet die Dame. »Ein Einzelzimmer wäre noch frei. Wie lange wollen Sie bleiben?«

»Zwei Wochen?«

»Zwei Wochen. Kein Problem.«

Sie tippt etwas in ihren Rechner. Dann reicht sie mir ein Formular.

»Bitte füllen Sie das aus. Darf ich um Ihre Kreditkarte ersuchen?«

»Meine Kreditkarte?«

»Ja«, antwortet sie. »Ohne Kreditkarte können Sie leider nicht einchecken.«

Ich krame in meinem Rucksack. Ich habe tatsächlich noch meine Ausweisbörse dabei. Mit einer Kreditkarte. Von manchen Dingen trennt man sich nie. Ich reiche ihr die Karte.

Sie zieht die Karte durch ein Gerät. Sie schaut auf ein Display.

»Alles in Ordnung.«

Sie gibt mir die Karte zurück.

Ich fülle das Formular aus. Name, Geburtsdatum, Adresse. Adresse. Die Stadt ist ein Trümmerhaufen. Doch eine Adresse ist eine Adresse. Ich gebe der Dame das Formular zurück.

Die Dame reicht mir einen Schlüssel.

»Zimmer 307, dritter Stock. Frühstück von 6-11 Uhr. Unser Restaurant ist von 12-15 Uhr und von 19-23 Uhr geöffnet. Die Hotelbar von 22 Uhr bis 2 Uhr. Zimmerservice durchgehend. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt, Herr Müller.«

Ein Hotelportier in rotschwarzer Livree schwebt heran. Ich reiche ihm meinen Rucksack. Er geleitet mich zum Aufzug. Wir fahren in den dritten Stock. Der Portier öffnet die Tür zu meinem Zimmer und stellt den Rucksack ab. Er verharrt auf der Stelle.

Ich habe noch ein paar Münzen in meiner Börse und reiche einige davon dem Portier. Was aber, wenn mir das Bargeld ausgeht?

Der Portier schwebt davon. Ich schließe die Tür.

Das Zimmer ist reinlich und klein. Ein frisch bezogenes Bett steht vor einem Fenster mit Blick auf die Berge. Ich dachte, ich sterbe in diesen Bergen. Nun bin ich in einem Hotel und kann mit warmem Wasser duschen. Ich wundere mich, wie sauber das Wasser ist, das in der Dusche abfließt. Ich trockne mich ab.

Auf dem Nachttisch steht eine Flasche Mineralwasser. Ich trinke sie aus. Ich lege mich mit dem Rücken aufs Bett. Der Schlaf ist ein Sarg, der sich um mich herum schließt.



Er sagte, immer wieder, er habe die ganze Physik und die Reflexionen darüber satt. Ein für alle Mal. Er bitte dies zu respektieren.



Ich erwache. Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist. Es gab keine erkennbaren Träume. Draußen ist es dunkel. Ein unerträglicher Harndrang quält mich. Ich schleppe mich auf die Toilette und zurück aufs Bett. Ich schlafe wieder ein. Zuweilen, wenn das Bewusstsein kurz auftaucht wie ein Ertrinkender, scheint es mir, als würde ich immerzu schwächer werden. Ein Traum stellt sich schließlich doch ein, meine Muskeln beginnen sanft zu schmerzen. Es wird heller, es wird dunkler in meinem Zimmer. Wieder muss ich auf Toilette. Es ist mehr ein Taumeln, mein Kopf beginnt zu dröhnen. Ich nehme eine Flasche Wasser aus der Minibar, trinke sie aus und schlucke zwei Kopfwehtabletten. Ich schleppe mich aufs Bett und schlafe erneut ein.

Wiederum erwache ich. Der Kopfschmerz verschwand. Es ist hell draußen. Vögel zwitschern. Sie werden singen bis ans Ende der Welt. Ich fühle mich: erholt und dennoch so schwach wie ein Greis. Ich nehme den Telefonhörer und drücke auf einen Knopf.

»Service«, meldet sich eine Kinderstimme, »was kann ich für Sie tun?«

»Ein Käse-Sandwich und eine Tasse Kaffee auf mein Zimmer, bitte«, sage ich leise.

»In einer halben Stunde öffnet auch das Frühstücksbuffet«, sagt die Stimme, »wenn Sie das lieber möchten?«

»Ich schaffe es nicht bis nach unten«, sage ich. Ich muss meine Tränen unterdrücken.

»In Ordnung«, sagt die Stimme.

Zehn Minuten später klopft es. Ich rufe leise: »Bitte herein.«

Nichts passiert. Nach einer Weile klopft es wieder.

Ich rufe so laut ich kann: »Bitte herein.«

Die Tür wird von außen geöffnet. Ein etwa zehnjähriger, arabisch aussehender Junge kommt summend mit einem Tablett herein und bringt es mir ans Bett.

Er stellt das Tablett auf den Nachttisch und öffnet das Fenster. »Den Tag hereinlassen«, sagt er lächelnd.

Ich setze mich im Bett auf und fische eine der letzten Münzen aus meinem Portemonnaie. Der Junge verlässt summend das Zimmer.

Ich esse langsam wie ein Greis das Käse-Sandwich und trinke den Kaffee. Ich schleppe mich ins Bad. Im Spiegel starrt mich ein abgemagerter Landstreicher an. Ich wundere mich, dass man mir ein Zimmer gegeben hat.

Bei meinem Stuhlgang kommt eine bestialisch stinkende grünbraune Masse aus Verwesung und Kot zum

Vorschein. Ich ziehe ab. Die Lüftung des Bads springt an.

Ich schleppe mich wieder aufs Bett. Wenn diese Erschöpfung nicht aufhört, muss ich wieder auf Wanderschaft.



Es geht mir besser. Ich gehe in die Hotelbar. Ein Barkeeper schüttelt Behälter hinter der Theke. Ich setze mich an den Tresen.

»Was darf ich Ihnen bringen?« fragt der Keeper.

»Whiskey mit Eis?« frage ich zögernd.

»Whiskey mit Eis«, sagt der Keeper mit einem spöttischen Blick.

Er füllt ein Glas mit Eiswürfeln und zwei Zentimetern einer goldfarbenen Flüssigkeit. Gibt es radioaktives Gold? Ich nehme einen Schluck. Es tut gut. Alkoholismus ist kein gesellschaftliches Problem mehr.

Nach einer Weile tritt ein Mann mittleren Alters an mich heran. Rote Haare, Sommersprossen. Sein Gesicht wirkt irgendwie eingedrückt.

»Darf ich mich zu Ihnen gesellen?« fragt er.

Ich nicke. Er setzt sich auf einen der Barhocker neben mir.

»Gestatten, Manstein mein Name.« Er reicht mir die Hand.

»Mein Name ist Müller«, sage ich und greife nach seinen Fingern. Auch auf diesen sind Sommersprossen.

»Sie sind neu, nicht wahr?« fragt er. »Wann sind Sie eingetroffen?«

»Vor drei Tagen. Doch habe ich erst einmal 48 Stunden geschlafen.«

Manstein bestellt sich einen Martini.

Dann sagt er: »Alle, die es bis hierhin schaffen, schlafen erst einmal tagelang. Ich glaube, ich habe fast drei Tage ohne Unterbrechung geschlafen. Ich finde es schön, dass das Hotel dies akzeptiert. Und einen nicht gleich der Zimmer-Service am ersten Morgen aus dem Bett schmeißt.«

Wir schauen dem Barkeeper zu.

Dann richte ich meinen Blick auf Manstein: »Was ist das alles hier? Ich verstehe das nicht. Ein Hotel mitten in dieser Einöde. Wer betreibt es? Und wo bekommt man all dieses Essen, Trinken her?«

»Ich weiß es auch nicht«, antwortet Manstein. »Ich bin seit drei Wochen hier und habe seitdem immer wieder versucht, etwas herauszubekommen. Doch vom Personal erfahren Sie nichts. Es heißt immer nur: 'Unser oberstes Ziel ist das Wohl unserer Gäste. Bitte sehen Sie von weiteren Anfragen ab'. Jeden Montag

und Donnerstag kommen zwei Lastwagen mit neuem Proviant. Mir ist nicht klar, woher. Es ist aber auch egal. Es geht mir gut hier. Also frage ich nicht weiter nach.«

»Wie viele Personen kommen hier jede Woche an?«

»Das ist ganz unterschiedlich. Drei oder vier vielleicht. Jedenfalls seit ich hier bin. Es reisen aber auch einige wieder ab.«

Ich verschlucke mich fast an meinem Whiskey.

»Sie reisen wieder ab?«

»Ja. Letzte Woche erzählte mir ein Theaterdirektor, der seit 12 Wochen hier ist, er halte es nicht mehr aus in diesem Hotel. Lieber gehe er zurück an das Grab seiner Frau und Kinder und sterbe dort, als noch länger in diesem Hotel zu bleiben. Er ist dann tatsächlich abgereist.«

Manstein trinkt seinen Martini aus.

»Nun denn«, sagt er, »es ist schon spät. Ich bin müde. Gute Nacht.«

»Gute Nacht«, entgegne ich.

»Übrigens«, sagt Manstein, »man kann hier sehr schön in der Umgebung spazieren gehen. Ich mache immer morgens nach dem Frühstück so eine Stunde, sagen wir, eine 'Bergansprache'. Bin nämlich Professor für Geologie. Wenn Sie mich mal begleiten wollen, ich würde mich freuen.«

»Geologe«, entgegne ich. »Ja, da komme ich gerne einmal mit.«

Wir verabschieden uns. Manstein verlässt die Bar. Ich schaue dem Barkeeper noch eine Weile bei seinem Treiben hinter der Theke zu. Dann gehe auch ich auf mein Zimmer.

Professor Manstein und sein Gehilfe Müller. Ein neues Paar in der Literaturgeschichte.



Müsli, Kaffee und Toastbrot mit englischer Marmelade. Rieselmusik. Der Frühstücksdirektor wankt zwischen den Tischen umher. Is everything ok? Hope you enjoy your breakfast. Wenn er bis zu meinem Tisch kommt, wird er sterben. Das erspart ihm den Krebs.

Plötzlich steht eine kleine, schmale Frau neben meinem Tisch. Einst war sie schön. Nun ist sie eine sterbende Ballerina. Ihr Haar ist so silbern wie mein Besteck. Ich habe weichgekochtes Ei in meinem Mund.

»Sind Sie Herr Müller?« fragt sie.

Ich nicke.

Sie blättert in einer Mappe.

»Gestatten, ich bin Frau Dr. Weiland, die Hotelärztin. Wir haben einen Termin heute um 14 Uhr. Ärztli-

che Untersuchung. Zimmer 415. Bitte seien Sie pünktlich«.

Ich schlucke mein Ei hinunter.

»Untersuchung aus welchem Anlass?« frage ich.

»Routine«, antwortet sie. »Wir machen das bei allen Gästen.«

»Und wenn ich nicht komme?«

»Reisen Sie morgen ab.«

»Ich werde pünktlich sein.«

Sie macht eine halbe Pirouette und tänzelt davon.

Der Frühstücksdirektor winkt mir freundlich zu.



Ich bin ein schlechter Ich-Erzähler. Kaum eine der Möglichkeiten nutze ich. Gebe nichts von mir preis, meinen Gedanken, Gefühlen, meinem Erinnern. Warum dann wurde ein solcher Erzähler gewählt? Nur um ein Beobachtender des eigenen Ichs zu sein?



Ich stehe vor Zimmer 415. Auf der Tür prangt ein Schild. Untersuchungsraum. Das Zimmer liegt inmitten

anderer Gästezimmer. Ein Gast schließt gerade sein Zimmer gegenüber auf.

»Hab's schon hinter mir«, sagt er. »Keine Sorge.«

Ich klopfe an die Tür und warte. Die Ballerina lässt mich hinein. Weiße Schränke mit Glasscheiben. Ein Schreibtisch. Eine Liege. Ein Ultraschallgerät. Auf der Liege sitzen in einer Ecke Kuscheltiere. Sie lächeln nicht.

»Bitte Oberkörper freimachen und mit dem Rücken auf die Liege legen«, sagt Frau Dr. Weiland.

Ich ziehe mein Hemd und mein T-Shirt darunter aus. Ich lege mich auf die Liege.

Sie fragt mich: »Wie lange waren Sie unterwegs, bevor Sie hier eincheckten?«

»Etwa zwei Jahre.«

»Wo kommen Sie her?«

»Aus der Gegend von Köln.«

»Aha, interessant. Ich habe in Bonn studiert«, sagt sie.

Sie hört mich mit einem Stethoskop ab. Sie nimmt mir Blut ab. Es folgt eine Ultraschalluntersuchung des Bauchraums. Der kühle Schallkopf wandert über die Haut. Es tut ein bisschen weh.

Nach einer Weile sagt sie: »Sie haben mehrere kleine Geschwulste in der Bauchdecke. Vermutlich Lipome.«

»Und was heißt das?« frage ich.

»Die sind gutartig. Wachsen sehr langsam und entarten nur selten. Kein Grund zur Sorge. Sie können sich wieder anziehen.«

Sie wischt das Gel vom Schallkopf ab.

»Warum machen Sie diese Untersuchungen?« frage ich, während ich mein Hemd zuknöpfte. »Sie können doch bei bösartigem Krebs ohnehin nichts machen.«

»Nein, kann ich nicht«, antwortet sie.

»Also?«

»Wer maligne Erkrankungen hat«, antwortet sie, »muss das Hotel verlassen. Das sind die Regeln.«

»Und wohin soll er gehen?« frage ich.

Sie reicht mir ein Plastikgefäß.

»Geben Sie noch eine Urinprobe ab. Ich teile Ihnen dann die Blut- und Urinbefunde übermorgen mit.«



Gold (Au) besitzt 63 radioaktive Isotope mit Halbwertzeiten zwischen Millisekunden und 186,1 Tagen. Der Reichtum ist somit nicht von langer Dauer. Er zerfällt in Plutonium, Iridium, Quecksilber.



Ich sitze im Restaurant beim Abendessen.

Ein junger Mann kommt plötzlich herein und schlägt mit einer Axt auf einige Gäste ein. Dann flieht er und versucht sich in einem der Hotelzimmer zu verschancen. Die drei Verletzten werden aus dem Restaurant weggebracht, einer erliegt seinen Verletzungen. Nach einigen Stunden heißt es, der Mann sei, nachdem er versucht habe, das Hotelzimmer in Brand zu setzen, vom Hotelsicherheitsdienst erschossen worden. Die Putzdamen säubern Boden und Tische vom Blut.

Manstein kommt.

»Ich hörte, hier gab es einen Zwischenfall.«

Einen Zwischenfall. Es gab diesen Tag vor vielen Jahren. In den Medien hieß er seitdem nur noch der »Marne-Fère«-Zwischenfall.

»Das kann man wohl sagen«, entgegne ich Manstein.

Er blickt mich fragend an. Sein Gesicht ist tatsächlich eingedrückt.



Wieder Frühstück. Wieder ein weichgekochtes Ei. Es ist dasselbe wie mit einem Honigbrot. Egal, wie man sich bemüht, man hat doch spätestens nach dem dritten Löffel oder Biss die Kleckerei auf dem Tischtuch oder

Hemd. Diesmal das Hemd. Ich muss daran denken, beim Gang auf mein Zimmer mein Jackett zuzuknöpfen.

Bei meiner dritten Tasse Kaffee tritt eine junge, kleine Frau, Typ Maus, in den Frühstücksraum. Modische Brille, Matrosenbluse, schwarzer Rock, die Haare nach hinten gesteckt. Sie steuert zielstrebig meinen Tisch an. In ihrem linken Arm trägt sie eine große Mappe. Ich lege eine Serviette auf meinen Bauch. Ständig kommen Frauen mit Mappen an meinen Frühstückstisch.

»Guten Tag, Herr Müller«, sagt sie, während sie meine Hand schüttelt. »Wir hatten noch nicht das Vergnügen. Ich bin Fräulein Schmidt und betreue unsere Gäste bzgl. des Unterhaltungsprogramms.«

Fräulein. Das Wunder nach dem Großen Kriege II. Weil alle jungen Männer tot waren. Es dauerte über dreißig Jahre, diesen Begriff in die Sprachreservate zu drängen. Das Wort Unterhaltungsprogramm wird man wohl auch bald streichen müssen.

»Darf ich mich an Ihren Tisch setzen?« fragt sie.

»Ja, bitte«, antworte ich.

Sie setzt sich.

Ich frage: »Möchten Sie einen Kaffee? Ich hole Ihnen eine frische Tasse.«

»Wir dürfen von unseren Gästen nichts annehmen«, sagt sie bestimmt.

Sie legt ihre Mappe auf den Tisch. Fast scheint mir, als würde die Tischplatte sich biegen.

»Nun«, fragt sie, »was würde Sie interessieren? Ein Tagesausflug?«

Tagesausflug. Ein Wort aus Erinnerung. Einst waren wir mit der Schulklasse unterwegs. Ich brach mir dabei einen Fuß, weil ein Mitschüler mich einen Hang hinuntergeschubst hatte. Oder war es umgekehrt?

»Ja«, antworte ich, »ein Tagesausflug würde mich interessieren.«

»Also«, sagt Fräulein Schmidt, während sie ihre Mappe durchblättert, »wir haben für diese Woche noch: Morgen Wandern im Erzgebirge oder übermorgen Ausflug nach Berlin.«

Es ist schade, dass es im Hotel ein Rauchverbot gibt.

»Nach Berlin?« frage ich.

»Ja, Berlin«, bestätigt Fräulein Schmidt. »Start morgens 9 Uhr. Ankunft gegen 10:15 Uhr. Besichtigung des Regierungsviertels und des Großen Wannesees. Lunchpaket wird vom Hotel gestellt. Rückkehr gegen 22 Uhr. Gesamtkosten für Sie 350 Euro. Es ist noch ein Platz frei. Wollen Sie?«

Ich nicke erst zögernd, dann deutlicher: »Ja, warum nicht.«

Sie trägt mich in eine Liste ein. Dann reicht sie mir ein Prospekt.

»Hier sind die Angebote für nächste Woche. Wenn Sie was machen wollen, kreuzen Sie es einfach an und geben es an der Rezeption ab. Bei Fragen können Sie mich natürlich auch in meinem Büro 217 besuchen, jeweils Montag bis Freitag 10-13 Uhr.«

Sie erhebt sich vom Tisch.

»Dann wünsche ich Ihnen einen schönen Ausflug übermorgen«, sagt Fräulein Schmidt. Wir reichen uns die Hände.

Ich knöpfe mein Jackett zu und verlasse den Frühstücksraum.

Berlin ist immer eine Reise wert.



Es klopft. Ich öffne. Manstein steht in voller Montur vor meiner Tür. Wanderschuhe, Wollsocken, Lederhose, Windjacke, Sonnenhut, Spazierstock. Ein vollgepackter Rucksack. Als würde er jetzt schon Steine mit sich herumschleppen. Manstein selbst ist ein Rucksack, fürchte ich.

Mit einem breiten Grinsen fragt er: »Bereit zur Geologie, Herr Müller?«

Ich nicke und hole meine Jacke und meinen Rucksack. Unten im Empfangsbereich lassen wir uns zwei Lunchpakete und Wasserflaschen geben.

Wir ziehen los. Zum ersten Mal seit Tagen hängt wieder einer dieser dünnen, bis zum Horizont reichenden Aschewolken weit oben am Himmel.

»Nicht so richtig hell«, sage ich.

»Es wird reichen«, entgegnet Manstein.

Wir wandern einen Schotterweg entlang in Richtung eines Hochplateaus und erreichen eine Waldlichtung. Von dort aus hat man einen wunderbaren Blick über das Gebirge. Die Luft ist frisch und klar, die Ascheschicht ist relativ weit oben. Solange es nicht regnet.

»Wie alt ist das hier, auf dem wir stehen?« fragt Manstein. »Was schätzen Sie?«

»100 Millionen Jahre?« frage ich zurück.

»500 trifft es besser«, antwortet Manstein. »Das ist das Schöne an der Geologie. Sie ist mit der Astronomie die einzige Wissenschaft, welcher wir Menschen völlig egal sind. Wir sind nur eine Fußnote in einem kleinen Abschnitt in einem sehr langen Buch. Selbst dieser Krieg ist völlig irrelevant und wird sich nur als eine wenige Zentimeter dicke Schicht manifestieren.«

Und fügt hinzu: »Mit entsprechenden Leitfossilien.«

»Aber dieser Krieg hat das Wetter verändert«, entgegengehe ich.

»Ja, schon«, sagt Manstein. »Aber das Wetter ist nicht die treibende geologische Kraft. Das ist das Erdinnere. Wetter ist Kosmetik auf der Oberfläche. Wir sind auch Kosmetik, und dazu eine ziemliche hässliche.«

Er schaut in die Ferne.

Dann fragt er: »Wie oft denken Sie an Selbsttötung, Herr Müller?«

»Kaum noch«, antworte ich.

Wir schauen die Aschewolke an.

»Kommen Sie weiter«, sagt Manstein nach einer Weile. »Ich zeige ihnen meine persönliche Grabungsstätte. Wir müssen da drüben entlang. Allerdings ... «

Er hält kurz inne und fährt dann fort: » ... allerdings gibt es ein paar unangenehme, sagen wir 'Wegmarken' bis dorthin.«

»Verstehe«, sage ich leise.

Eine Wegmarke ist etwas, das dir den Weg zeigt. Dass du den richtigen Weg gehst. Aber auch Wegmarken verschwinden irgendwann.

Wir laufen eine halbe Stunde. Dann erreichen wir eine Stelle mit zwei halb mumifizierten Leichen. Knochen und darüber gespannte trockene Haut. Wegmar-

ken. Selbst Soldaten gewöhnen sich nicht an Leichen, heißt es.

»Ich habe im Hotel schon mehrfach gesagt, man soll sie endlich beerdigen«, sagt Manstein.

»Und?« frage ich.

»Die Leichen seien nicht mehr innerhalb des Zuständigkeitsradius von 1,5 Kilometern.«

Wir laufen weiter, vorbei an drei weiteren Leichen. Auch ein Kind ist dabei. Es heißt, bei Kindern würde selbst der Krieg zu zweifeln beginnen. Und dennoch weitermachen.

Nach einer Weile bleibt Manstein stehen.

»Wir müssen den Weg verlassen.«

Er zeigt in Richtung eines kleinen Tals, durch das sich ein Bach schlängelt.

Wir gehen vorsichtig eine Böschung hinunter und folgen dem Bach noch einige hundert Meter. Dann gelangen wir an einen Steinhang, in den ein Höhleneingang führt.

Ich bleibe stehen und frage Manstein: »Sie wollen dort hinein?«

»Geologie«, entgegnet Manstein, »erfordert immer ein wenig Mut. Aber keine Sorge, es ist kein Bär oder Räuber da drin. Dafür aber auch etwas nicht direkt Geologisches.«

»Sie machen mich neugierig«, entgegne ich.

Manstein kramt zwei Helme mit kleinen Scheinwerfern aus seinem Rucksack und gibt mir einen davon. Ich setze den Helm auf.

Wir betreten die Höhle. Eine kühle feuchte Luft schlägt uns entgegen. Die Höhle verschmalt sich zuerst immer mehr, doch dann gelangen wir in eine Art unterirdischen Saal. Zu unserer rechten ist eine glatte Wand, in der sich sehr gut wellenartige Sedimentschichten abzeichnen. Mansteins Stimme hallt während seines geologischen Vortrags über den Saal und dessen Gesteinsschichten, so dass man meint, es würden mehrere Klone von ihm sprechen. Danach machen wir – inmitten dieser steinernen Welt – Mittag und essen unsere Lunchpakete.

Dann sagt Manstein: »Es scheint, dass noch jemand anders diese Höhle sehr schätzte.«

»Was meinen Sie?« frage ich.

Er führt mich in einen kleineren Nebenbereich der Höhle und zeigt mit der Hand auf etwas. Ich trete näher und befühle die Objekte.

»Das sind offenbar Bleibehälter«, stelle ich fest.

»Richtig«, entgegnet Manstein. Und fügt hinzu: »Öffnen Sie nur ruhig einen.«

Die Behälter sind lediglich mit mehreren Klappverschlüssen verschlossen. Ich löse diese bei einem der

Behälter und öffne ihn. Es liegt ein in durchsichtiges Plastik eingeschweißter Stapel Papiere darin.

»Was ist das?« frage ich.

»Kein Ahnung«, sagt Manstein. »Offenbar wollte jemand bestimmte Unterlagen nuklearfest unterbringen und für die Nachwelt erhalten.«

»Haben Sie sich denn die Papiere schon einmal näher angeschaut?«

»Es sind nur Zahlen und unklare Buchstabenfolgen drauf. Ich kann ihre Bedeutung nicht erkennen. Aber Sie vielleicht.«

Ich betrachte mir einen dieser Papierpacken näher. Durch das Plastik kann ich – neben viel Schmutz – deutlich eine Zahlenspalte erkennen und einige Buchstaben links davon.

the 30th	33,771
kg	$4 * 10^{11}$
kin the	$60 * 10^9$
during ertion?	1

»Keine Ahnung, was das für Zahlen sind«, sage ich.
»Der Begleittext ist zu unvollständig.«

»Lassen Sie uns gehen«, sagt Manstein. »Es wird mir langsam etwas zu kalt in dieser Höhle.«

»Und diese Kisten und Papiere hier?« frage ich ihn.

»Nehmen Sie was mit«, antwortet Manstein. »Das ist, denke ich, ganz im Sinne des früheren Besitzers dieser Behälter.«

Unschlüssig stehe ich da. Dann stecke ich den eben begutachteten Papierpacken in meinem Rucksack.

Manstein nickt. »Der Rest läuft ja nicht weg. Und andere werden diese Höhle vermutlich auch irgendwann entdecken.«

»Kontinuität der Überlieferung«, sage ich.

Wir verlassen die Höhle. Wir alle lebten in einer Vorkriegszeit.



Ich durchschreite das Foyer auf dem Weg zum Mittagessen. Die Dame von der Rezeption spricht mich an.

»Herr Müller, es sind neue Gäste angekommen. Wollen Sie sich vielleicht um Frau Vandetzki kümmern?«

Ich denke nach. Dann sage ich: »Ich kenne keine Frau Vandetzki.«

»Das habe ich auch gar nicht angenommen, Herr Müller«, entgegnet die Dame. »Frau Elena Vandetzki sitzt an Tisch 12. Sprechen Sie sie ruhig an.«

Ich gehe in den Mittagssaal. Es ist noch recht früh, nur wenige Gäste sind da. An Tisch 12 sitzt eine Frau Anfang dreißig. Sie hat ihren Anorak und ihren Rucksack auf einen der Stühle gelegt. Tiefe Ringe hängen unter ihren Augen, und ihre Gesichtshaut ist gerötet und eingefallen. Doch unterhalb ihrer Erschöpfung, ihrer Verwahrlosung liegt eine Schönheit, die wie ein Gemälde ist.

»Frau Vandetzki?« frage ich. »Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Sie nickt.

»Die Rezeption«, sage ich, »wies mich darauf hin, dass Sie hier sind.«

Eine Pause entsteht. Ein Kellner kommt und bringt Frau Vandetzki einen Teller mit Reis und etwas Fisch sowie ein Glas mit Wasser. Sie isst ein paar Bissen. Sie riecht so, wie ich gerochen haben muss, als ich hier ankam. Der Kellner nimmt meine Bestellung auf und dreht ab.

Nach einer Weile sagt Frau Vandetzki: »Ich war sechs Monate unterwegs, vier davon allein. Ich wurde dreizehn Mal vergewaltigt. Nun bin ich schwanger.«

Wieder entsteht eine Pause. Dann sagt sie: »Ich muss noch warten, bis ich auf mein Zimmer kann. Es wird noch sauber gemacht.«

»Ich verstehe«, sage ich. Die Vergewaltiger töten nicht mehr, weil niemand sie zur Rechenschaft ziehen kann.

Mein kleiner Salat kommt. Wir stochern beide auf unseren Tellern herum. Es lässt sich wenig sagen zu alldem.

Dann kommt ein Hotelmanager.

»Frau Vandetzki«, sagt er »Sie können nun auf Ihr Zimmer. Nummer 315, hier ist der Schlüssel.«

»Danke«, sagt sie.

Sie steht auf und nimmt ihren Anorak und Rucksack.

»Kommen Sie mit auf mein Zimmer?« fragt sie.
»Ich will nicht wieder ohne Schutz sein.«

»Ja«, sage ich, »deswegen bin ich hier.«

»Nennen Sie mich Elena, wenn Sie möchten«, fügt sie hinzu.

Wir gehen auf ihr Zimmer. Sie duscht, während ich auf ihrem Bett warte. Sie kommt, in ein Handtuch gehüllt. Sie legt sich zu mir. Sie schläft in meinen Armen

ein. Und es ist mir, als höre ich in ihrem Schlaf ein Weinen. Wie von einem Kind, das seine Mutter tötete.



Ausflug also. Ich bin 8:45 Uhr im Foyer. Ein älteres Ehepaar und ein junges Pärchen mit einem Kind sitzen in den tiefen Sesseln. Neben ihnen Rucksäcke und Jacken. Ein riesiger Mann mit Sonnenbrille kommt. Modell Vietnam-Kämpfer.

»Berlin?«

Ich und die anderen heben die Hände.

»Sehr schön«, sagt der riesige Mann. »Dann bitte ich Sie, mir zu folgen.«

Der ältere Herr scheint etwas besorgt: »Sie haben auch wirklich genug Benzin und Ausrüstung dabei?«

»Keine Sorge«, sagt Sunglasses Man zu dem älteren Herrn. »Wir machen die Tour einmal die Woche. Ging bisher immer gut. Aber gehen Sie bitte noch mal auf Toilette. Bis Berlin ist es schwierig.«

Und zu uns allen: »Ihr könnt mich Ronny nennen.«

Es gab Zeiten, in denen ein Ronny keinen Kredit bekam von den Banken.

Wir laufen durch einige Hotelgänge, bis wir auf einen größeren Rasenplatz hinaustreten. Dort steht ein

grauschwarzer Hubschrauber mit verdunkelten Scheiben. Wir schlurften hin. Ein weiterer Kerl aus Muskeln und Sehnen packt Benzinkanister, eine Campingtoilette und weitere Ausrüstung in den Laderaum. Ronny weist uns die Sitzplätze zu. Ich und das ältere Ehepaar in der zweiten Sitzreihe, die anderen in der dritten.

Ronny nimmt vorne links Platz. Der Muskelprotz, den wir Achim nennen sollen, daneben. Die beiden machen einen Funktions-Check.

»Ich weiß nicht, ob ich das wirklich will, Martha«, sagt der ältere Herr neben mir.

»Reiß dich zusammen, Harald«, sagt seine Frau.

Ronny schließt die Fensterscheiben und startet den Rotor. Man hört ein immer schneller werdendes »Wusch Wusch«. Ich wundere mich, wie leise es dennoch im Hubschrauber ist.

Wir heben ab. Zuerst geht es über die hügelige Landschaft. Einst war hier ein Meer. Wir erreichen die Ebene. Nach einer Weile stoßen wir auf eine Autobahn und folgen ihr. Wenn du ein Land verstehen willst, musst du über seine Autobahnen jagen. Eine Partei schrieb damals auf ihre Plakate: »Freie Fahrt für freie Bürger.« Ein Volksaufstand war in Planung, als man die Gurtpflicht für Fahrer und Beifahrer einführte.

Achim reicht uns ein Fernrohr: »Wer mal gucken möchte.«

Haralds Frau schaut zuerst.

»Beklemmend«, sagt sie nach einer Weile. Sie reicht das Fernrohr ihrem Mann.

»Danke nein«, sagt er und gibt es an mich weiter.

Es ist in der Tat beklemmend. Die Autobahn, der wir folgen, ist übersät mit liegengebliebenen Autos und Lastwagen. In manchen Abschnitten sind alle Wagen verbrannt.

Ich gebe das Fernrohr nach hinten: »Lassen Sie lieber nicht Ihren Sohn durchschauen.«

»Das können wir wohl selbst entscheiden«, frotzelt der junge Mann mich an.

»Die jüngeren«, brüllt der ältere Herr, »wissen es immer besser.«

»Keinen Streit bitte«, ruft Ronny.

Wir folgen der Autobahn weiter Richtung Norden. Es wird still im Hubschrauber. Ich weiß nicht, ob das Kind durch das Fernrohr geschaut hat. Es wimmert leise.

»Ihm ist nur schlecht vom Fliegen«, sagt der junge Mann zu seiner Frau.

Nach einer weiteren dreiviertel Stunde verkündet Ronny: »Wir erreichen die Ausläufer von Berlin.«

»Unser Sohn muss auch bald auf Toilette«, sagt der junge Dummvater hinten.

»Ich habe einen Katheter«, flüstert mir der ältere Herr zu.

»Harald«, zischelt seine Ehefrau.

Ich schaue nach unten. Die Stadt scheint unversehrt. Keine Ruinen, keine Schutthaufen. Doch es gibt keinerlei Bewegung auf den Straßen.

Wir landen knatternd auf einer breiten Straße. Ronny stellt den Motor ab. Wir steigen aus. Achim wühlt in zwei Kisten und entnimmt eine Maschinepistole, einen Geigerzähler und ein Funkgerät.

Ronny schnallt sich die Maschinepistole und das Funkgerät um und verstaubt den Geigerzähler in seinem Rucksack.

Dann schreit er im Feldweibel-Modus: »Ok, es läuft so. Sie bleiben immer, unter allen Umständen, bei mir. Die Route, die wir gehen, ist sicher. Wer dennoch unsere Gruppe verlässt und verloren geht, hat die Konsequenzen selbst zu tragen. Es wird nicht nach ihm gesucht werden. Das haben Sie ja bereits unterschrieben.«

»Und die Strahlung?« fragt der junge Mann.

»Ist nicht höher als da, wo wir herkommen.«

Sein Gesicht sieht aus, als würde es lautlos lachen.

»Ist ja auch schon eine Weile her, das Ganze«, sagt der ältere Herr. Und flüstert mir zu: »Meine Kinder würde ich allerdings hierhin nicht mitnehmen.«

»Rabaneltern allüberall«, entgegne ich schmunzelnd.

»Ok«, schreit Ronny, »es geht nun los. Die Wanderung dauert ungefähr zwei Stunden. Achim wartet hier beim Hubschrauber auf uns.«

Er verteilt das Gepäck und den Proviant. Wir ziehen los. Aufgeschnürt auf einer Perlenkette.

Zuerst betreten wir eine große Parkanlage mit kleinen Seen und Flüsschen. »Tiergarten« steht auf einem Schild.

»Tiere sehe ich hier aber keine«, sagt der ältere Herr.

»Haben Sie Geduld«, entgegne ich, und zeige mit einem Arm in Richtung einer Anlage. Man sieht Zäune, Gitter, Gehege, Hallen.

Ronny mutiert zum Fremdenführer: »Dies, meine Damen und Herren, ist der berühmte Zoologische Garten, einer der ersten Zoos Deutschland und dazu einer der größten. In Zeiten, die noch vom Fern-Tourismus verschont waren, konnten die Berliner hier Tiere aus Afrika und Asien bestaunen. Und die Tiere Menschen aus Europa.«

Auch wir können die Tiere noch bestaunen. Als Skelette. Ein Arzt namens Severino stellte im 17. Jahrhundert verwundert fest: Es ist alles strukturell gleich, bei Elefant und Uhu, bei Mensch und Giraffe.

Am Ausgang des Zoos nehme ich ein Sandwich aus meinem Lunchpaket. Ronny schenkt uns Kaffee ein. Vor uns ragt die Gedächtniskirche empor. Sie weiß nicht, woran sie sich noch erinnern soll.

Wir gelangen zum »KaDeWe«. Shoppen ohne Ende und ohne Produkte. Plünderer haben schon fast alles mitgenommen. Ich finde in der Bücherabteilung noch ein stark verschmutztes Buch zur Paläoanthropologie. Doch es ist mir zu schwer, ich lege es in das Regal zurück. Wir verlassen das Kaufhaus wieder.

»Achtung, Tauchen«, schreit Ronny plötzlich und zeigt auf eine Treppe zu einer U-Bahn-Station. »Wir gehen runter. Der Tiefpunkt unseres Rundgangs.« Wieder zeigt sein Gesicht dieses lautlose Lachen.

»Ein wenig gruselig, finden Sie nicht?« sagt der ältere Herr zu mir.

»Deswegen sind wir hier, oder?« entgegne ich. »Um mit Horror den Horror zu bekämpfen, nicht wahr?«

»Taschenlampen!« schreit Ronny, »die Berliner Stadtwerke streiken gerade.«

Langsam steigen wir die Treppe hinunter und betreten die U-Bahn-Station. Das unruhige Licht der Taschenlampen ist unsere Vorhut. Die Empfangshalle ist leer. Wir bewegen uns über eine stillgelegte Rolltreppe noch eine Ebene tiefer. Der dortige Bereich ist vollgestopft mit Doppel- und Dreifachbetten aus Metall, Mat-

ratzen, Stühlen und kleinen Tischchen. Überall auf dem Boden sind Gegenstände des täglichen Lebens verstreut: Geschirr, Bücher, Kleider. Als habe ganz Berlin einst in seinen U-Bahnen gelebt. So wie London 1940. Doch niemand ist mehr da. Im Licht der Taschenlampen tummeln sich einige Ratten.

Wir klettern auf ein U-Bahn-Gleis und folgen den Schienensträngen. An einer Stelle liegt ein Berg alter Zeitungen. Ich gleite mit meiner Taschenlampe über die erste Seite. Die Schlagzeilen. Als die Zeitungen noch drucken konnten für einige Tage. Der Untergang des römischen Reiches dauerte länger.

»Wenn jetzt eine U-Bahn käme ...«, sage ich.

»Sehr witzig«, entgegnet Ronny.

Der Tunnel gabelt sich.

»Ich erinnere mich nicht«, sagt Ronny grinsend.

»Sehr witzig«, bemerke nun ich.

»Kompanie nach links«, brüllt Ronny. Sollte es schlafende Untote geben, sie wären nun wach.

»Es gibt noch eine Ebene unter dieser«, ergänzt Ronny.

»Da gehen wir aber jetzt nicht runter, oder?« frotzelt der junge Mann.

»Nein«, entgegnet Ronny, »das mach ich nur einmal im Quartal mit den wirklich Harten.«

Wir folgen der Gabelung nach links. Dann verengt sich der Tunnel. Der Grund sind auf beiden Seiten aufgestellte Regale mit: Schuhen. Schuhen in allen Größen, Farben und Materialien. Als hätte jemand alle Schuhe und Stiefel der Welt hierhin verbracht und ausgestellt. Ich wundere mich, wie klein Säuglingsfüße sein können. Andächtig wandern wir langsam an diesen Regalen vorbei.

»Sie können gerne auch was anprobieren«, sagt Ronny. »Ich glaube nicht, dass die noch von jemandem gebraucht werden.«

Niemand traut sich, einen Schuh auch nur anzufassen. Die Regale hören nach einigen hundert Metern auf.

Plötzlich hebt Ronny einen Arm und zischelt: »Still.«

Er geht in die Hocke. Wir machen dasselbe. Der ältere Herr flüstert: »Was ist denn los?«

Ronny wackelt mit der rechten Hand und zischelt wieder: »Still. Und Taschenlampen aus.«

Man hört Stimmen. Sie sind ziemlich weit weg. Dann fällt ein Schuss, dessen Schall sich grauenhaft laut in den U-Bahn-Gängen bricht. Es folgen Schreie. Hundegebell. Und all das kommt näher.

Ronny dirigiert uns mit fahlem Licht in einen Nebentunnel. Wir kauern auf dem Boden.

Nach endlosen Minuten hören wir nur noch unser zu schnelles Atmen. Das Geschrei entfernt sich. Und verstummt bald. Wir werden ruhiger. Ronny erlaubt zwei Taschenlampen.

»Was war das?« frage ich ihn.

»Keine Ahnung«, entgegnet er, »das war noch nie.«

Der junge Dummvater meckert: »Sie sagten doch, der Ausflug sei absolut sicher. Wir haben schließlich ein Kind dabei.«

Ronny sagt leise: »Auch ich kann nicht die ganze Welt kontrollieren.«

Wir verlassen das U-Bahn-System und gelangen wieder nach oben ins Freie.

Plötzlich ruft der ältere Herr: »Martha, Martha?«

Wir schauen uns um. Martha ist nirgendwo zu sehen.

Der ältere Herr will zurücklaufen.

Ronny brüllt ihn an: »Bleiben Sie hier.«

»Wir müssen meine Frau suchen.«

Ronny nimmt zum ersten Mal seine Sonnenbrille ab.

»Passen Sie mal auf: Ich habe Ihnen klar gesagt, wie die Regeln sind. Wenn Sie nicht auf Ihre Frau aufpassen können, dann müssen Sie mit den Konsequenzen leben. Wir gehen in 10 Minuten zum Hubschrauber, und wir fliegen in 20 Minuten ab.«

Der ältere Herr bricht in Tränen aus. Er schreit:
»Wir können doch nicht ohne Martha gehen.«

Ronny setzt seine Sonnenbrille wieder auf.

Der ältere Herr kommt zu mir. »Helfen Sie mir, bitte helfen Sie mir.«

»Ich fürchte, ich kann nichts für Sie tun«, entgegnete ich.

Der ältere Herr läuft zurück in die U-Bahn-Station. Nach zehn Minuten sind weder er noch Martha zurückgekehrt.

»Wir gehen los«, sagt Ronny. Der Junge fragt seinen Vater: »Was ist mit dem Opa und der Oma?«

»Die möchten«, antwortet der Vater, »hier wohnen bleiben.«

»In der U-Bahn?« fragt der clevere Junge.

»Keine Ahnung«, antwortet der dumme Vater, »man wohnt, wo man wohnt.«

Wir fliegen zurück. Ohne zwei alte Leute, die sich für die Rentenlosigkeit entschieden. Und ohne Achim. Er war nicht mehr beim Hubschrauber.

Er bleibe, so Ronny, öfter mal über Nacht in Berlin.

Als wir uns voneinander verabschieden, sagt Ronny:
»Geben Sie mir eine gute Bewertung im Hotelsystem.«



Es gibt keinen Krieg. Wir sind im Frieden. Der Frieden legt seine Fänge wie die warmen Flügel einer Taube um uns.



Ich komme von einem Spaziergang mit Manstein zurück. Ich gehe in den zweiten Stock und klopfe an Elenas Tür. Wir haben uns zum Kaffee verabredet.

Eine ältere Frau öffnet.

Ich bin verdutzt.

»Ich wollte eigentlich Frau Vandetzki sprechen, die nach meinem Kenntnisstand hier wohnt.«

»Ich wohne jetzt hier«, sagt die ältere Frau schroff und schließt die Tür.

Ich gehe nach unten zur Rezeption. Mein Mund riecht nach Trauer.

Die Dame an der Rezeption blättert in ihren Unterlagen.

»Frau Vandetzki verstarb heute Morgen um 9:14 Uhr.«

Es ist, als ob mir eine unsichtbare Faust in den Magen schlägt.

Ich kann nur stammeln: »Bitte was? Ich verstehe nicht ...«

»Frau Dr. Weiland kann Ihnen sicher mehr sagen«, sagt die Dame.

Ich torkele in den Aufzug und fahre in den vierten Stock. Ich klopfe an Frau Dr. Weilands Tür.

»Herein«, sagt eine Stimme.

Ich betrete das Arztzimmer. Frau Dr. Weiland sitzt an ihrem Schreibtisch und tippt etwas in den Rechner. Ihr Kopf ragt kaum über die Tischkante.

»Ich habe Sie schon erwartet, Herr Müller«, sagt sie. »Bitte setzen Sie sich.«

Ich nehme ihr gegenüber Platz.

»Was ist passiert?« frage ich. Hinter meiner Stirn, meinen Augen sammelt sich Wasser, das immer stärker nach vorne drängt.

»Frau Vandetzki«, beginnt Frau Weiland, »bat mich, ihren Fötus abzutreiben. Ich sagte ihr allerdings ...,« – sie hält kurz inne – »dass ich keine Erfahrung auf diesem Gebiet habe und eigentlich auch nicht die richtige Ausrüstung.«

»Aber Sie haben es trotzdem getan?« frage ich.

»Ja«, entgegnet Frau Weiland, »sie bettelte mich an, sie würde sich sonst umbringen. Also habe ich es getan. Dabei kam es zu Komplikationen. Frau Vandetzki ist verblutet. Ich konnte ihr nicht mehr helfen.«

Nach einer Weile frage ich: »Wo ist sie jetzt?«

»Im Keller«, antwortet Frau Weiland. »Zimmer 15. Ich gebe Ihnen eine Berechtigungskarte für Herrn Maier.«

»Herr Maier?«

»Der zuständige Mitarbeiter«, sagt Frau Weiland.

Wieder fahre ich mit dem Aufzug. Wer ein Problem hat, fährt zwischen den Stockwerken hin und her.

Klopfen. Herein. Tür öffnen. Platz nehmen.

Herr Maier schaut sich meinen Berechtigungsschein an.

»Tragisch, tragisch«, nuschelt er. »Kommen Sie mit.«

Wir gehen durch eine Tür hinter seinem Schreibtisch in einen größeren Raum. Er reicht mir einen Kittel und eine Kopfhaube.

Wir gelangen in einen sehr kalten Raum mit mehreren großen Kühlfächern.

»Das ist ja eine richtige Leichenhalle hier«, sage ich.

»Auch ein Hotel hat Tote«, entgegnet er. »Die meisten sind allerdings Suizide.«

Er zieht eines der Kühlfächer heraus.

»Ich lasse Sie eine Weile allein«, sagt Herr Maier, »aber bitte nicht länger als eine Viertelstunde.«

»Wo kommen die Toten hin?« frage ich, als ich fertig bin.

»Es holt sie jemand ab. Oder haben Sie schon einmal ein Hotel mit einem Friedhof gesehen?« fragt er.



Die Dame an der Rezeption spricht mich an.

»Herr Müller ...?«

»Ja?«

»Sie müssen das Hotel leider morgen früh verlassen.«

»Warum?«

»Ihre Kreditkarte wurde heute von Ihrem Kartenunternehmen gesperrt.«

»Das kann nicht sein.«

»Doch, sehen Sie.«

Sie dreht ihren Bildschirm zu mir und zeigt mir den Eintrag: »Credit card blocked.«

»Sie haben Recht«, sage ich.

»Sie können«, sagt die freundliche Dame, »bis morgen früh um 10 Uhr bleiben. Bis dahin ist inklusive Frühstück alles bezahlt. Entnehmen Sie heute Nacht aber bitte nichts mehr aus der Minibar.«

»Ich verstehe«, entgegne ich.

Ich gehe auf mein Zimmer. Die letzte Nacht in einem Hotel ist die schwerste. Man gehört nicht mehr

dazu. Man wurde verraten von einer verschworenen Gemeinschaft. Ich beginne in der Taschenbibel aus der Nachttischschublade zu lesen. Ich schlafe ein.

In der Nacht habe ich das Gefühl, dass Wasser vom Zimmer über mir auf meinen Kopf tropft. Elena sitzt mit in den Händen vergrabenen Kopf am Bettrand.

Ich wache auf. Ich packe meine wenigen Sachen in den Rucksack.

Im Frühstückssaal spricht mich Manstein an. »Ich hörte, Sie verlassen uns heute?«

»Richtig«, antworte ich.

»Vermutlich die Kreditkarte«, sagt er. »Das sagen sie meistens.«

»Ja, die Kreditkarte«, entgegne ich.

»Ich werde«, sagt Manstein, »wohl auch in ein paar Tagen gehen müssen.«

Er verlässt den Raum.

Ich beende mein Frühstück, erleichtere mich noch einmal auf meiner Zimmertoilette und putze die Zähne. Danach gehe ich in die Rezeption.

Der Check-out verläuft problemlos. Ich trete durch die Drehtür vor das Hotel. Über die von gepflegten Büschen umrandete schmale Anfahrtsstraße tuckert ein Reinigungsfahrzeug.



2 Josu

(30.000 BC)

It was this green Josu loved so much. This fresh, saturated, innocent green the blades of grass, the trees and bushes were showing during the first days of spring. There was no need for any other colors, such as the red or blue of some blossoms. This paramount green was simply enough.

However, it did not last for long. When the sun heated up, the green became dryer, browner. As if a hidden fire continuously were burning inside the leaves. And finally, in the mid-summer, the green shifted into a dirty brown-yellow mix. And everybody knew: The time of drought and then death had come again, as every year.

But Josu's grandfather had once said, »Beyond the desert, toward the great hills, lies a land of eternal green.« Josu could hardly believe it. A land of eternal green with plenty of water. When Josu reached the age of five, his grandfather instructed the clan to march north. As the signs were showing that a great dryness would come. So, they marched north, though it was a dangerous and exhausting march. Some of them didn't want to leave their current place. But the grandfather, by then the clan leader, forced them to follow. And was right. Other clans did not march north. Survivors, joining them years after, told horrible stories about starvation, murders just for a few drops of water.

When his father died, Josu became in charge of the

clan. And learned that sleep may not come even when you are tired to death. And during such nights, when he could not find sleep, he thought of this wonderful green that once would arise again.



Two years after Josu had become clan leader, his younger brother died. During a hunt, the brother had seriously broken his leg. Part of a bone broke through the flesh and skin. The pain was horrible. They carried the brother back to the camp. Fever came two days later. His son Neito, 8 years old by then, squatted beside his father, trying to cool his burning body by watered clouts. The mother had passed away years ago. After giving birth to a little girl. That followed its mother days later.

When Neito's father finally died, they buried him. Neito's face became a wall of pain and accusations.

Josu put his hand on Neito's shoulder and said, »Let me be your father now. I will do everything to protect you.«

Neito said, »No one is my father from now on. No one.«

A hazy thought wandered through Josu's mind. The thought that Neito never again would recognize the

fresh green of spring.



They moved north. As only the north could provide enough food and water. But nobody really knew if that still was true.

Dara, Josu's wife, had just given birth to a boy. They called him Kujo-in-Teha. It meant: the child heading north. Three months later, Kujo suffered a severe fever. And died. As his two sisters before. Only one son and one daughter, Senu and Iga, were still alive.



One day Neito said to Josu, »Show me the place.«

»Which place?« Josu asked.

»Where my father broke his leg. Where it happened.«

Josu was surprised, »Why?«

»Because I want to see it.«

»It is impossible. We moved north for so many weeks. We even won't find the place anymore. It's impossible.«

Full of anger, Neito threw a stone against a tree.
And ran away.

Hours later, Neito came back, smeared all over with dirt and mud. And sat down at the fire, staring into the flames without a word.

Again, a thought, sharp like a cat's claw, crossed Josu's mind, »It will not work for long.«



Show me your hands, Josu. Who designed them?
Nature? God? It doesn't matter.

Your walking – so gracile it is. A choreography of superiority, it seems. Like a bipedal gazelle, you move forward.

Wolpoff wasn't right. Out of Africa II is right.

Wolpoff did not commit suicide.



Rasu, who led the way, suddenly stood still, and raised his right arm.

The others stopped and listened into the wood anxiously.

Josu whispered to Rasu, »What?«

Rasu said, »Voices. Ahead.«

Josu gave a sign to kneel down. They waited. They couldn't perceive anything else except the birds and insects of the wood.

But then, they heard a child crying.

Josu's breathing became calmer. He stood up. They moved forward cautiously.

A few moments later they detected a group of about three men, seven woman and several children. Heavily packed, the group seemed on the way to a new location. Then they detected Josu's group. They stopped, and the foreign men reached for their spears.

Josu shouted to them, »Do not worry. We are friends.«

The foreigners lowered their spears. One of them came closer. He seemed to be the leader.

He asked, »Who are you?«

Josu had some difficulties understanding him. But it was his language — not the language of the men who raided his clan in his youth and killed his father, before being killed themselves by Josu's relatives.

Josu answered, »We come from the river down there.« He pointed in the direction.

The leader nodded. He said, »We come from the mountains. Very cold. «

He smiled.

»My name is Zaron,« he added.

»I am Josu.«

»Can we stay at your camp for the coming night?«
asked Zaron.

»Yes,« said Josu.

Together they marched to the camp of Josu's clan. They had food together. The foreign women sang melodies Josu did not know. But they were wonderful.

The next morning the foreigners prepared for departure.

Josu said to Iga, his daughter, and Zanda, his deceased brother's daughter, »You both will go with them.«

Iga started to cry. »No, no,« she screamed.

Josu thought he better should send Neito with the foreigners. But only women were exchanged. That was the tradition.

Josu said, »You will go with them. Two of their women will stay with us.«

The foreigners left the camp. With Iga and Zanda. Who became foreigners, too.



One day they went hunting again. Neito did not

come with them. Because he had been running a temperature the night before. And was laying exhausted and pale in his sleeping place in the morning.

So, Josu said, »You stay at the camp this time.«

Neito nodded. Josu had a strange feeling in his chest. As if he too would develop a fever.

They hunted for two days. And came back with a large, culled antelope.

Josu saw his wife Dara waiting for them. When she discovered them, she stumbled towards him. Josu ran to her. Her face was pale, and she was shaking all over. As if she were now experiencing the fever Neito had suffered from.

»What happened?« asked Josu. »Did you get a fever?«

»No,« she shouted. And added, »Neito ...«

»Neito?« asked Josu. »Has his fever become worse?«

»He ...« whispered Dara.

»What?«

»He tried to rape me,« said Dara.

Josu ran into the camp. He found Neito lying on a mat, apparently sleeping.

Josu shook Neito awake.

He shouted, »What have you done? I break all your bones, you bloody bastard.«

Neito looked at Josu with feverish eyes, »What do you mean?«

»Dara,« said Josu.

»What?«

»You tried to rape her.«

»I did not,« Neito said. A horrible smell of illness came out of this mouth. He shivered and writhed on the ground.

Josu took a step back. He was baffled. In the condition Neito seemed to be, no one would be able to rape someone.

He went back to Dara.

»What happened exactly?« asked Josu.

She was hardly able to speak. She had to force the words to come out of her mouth.

»He was nude. He staggered to me like a wounded rhino. He clung on me jabbering dirty words. He touched me everywhere. It was horrible. He pushed me to the ground. And ...«

She cried again.

»And what?« asked Josu.

»His penis was stiff,« she said.

The cat's claws moved deeper into Josu's brains.



They called a clan council. Josu and the two oldest of the clan headed it.

They argued. How could Neito commit such an attack on Dara with high fever?

One said: Maybe the fever was not always present. Another said: Or the fever had driven Neito insane at that moment.

There was no doubt about the act itself. Nodana, one of the elder women, had seen Neito being nude and trying to throw the screaming Dara to the ground. Nodana had come to help Dara, and Neito immediately had run away after noticing her.

Neito said he couldn't remember anything. Except laying on the ground with fever and pain.

The council decided not to punish Neito. But he was told that he had to leave the clan if something similar happened again. Neito swore he never would do something like this again. And asked Dara for forgiveness.

Poison was in their clan from now on. The poison of mistrust, fear, and madness.



They camped at a creek. It started raining. The next day the rain became worse.

Josu asked Rasu, »Shall we move to a higher

place?«

Rasu shook his head, »Not yet.«

Not yet. During the next night, a flood came. It washed half of the camp away. Fortunately, nobody drowned or was injured. But it took them three days to find and dry all their belongings.

»Not yet,« said Josu to Rasu a few days later.

»Not yet,« answered Rasu. And smiled.



Josu was preparing one of his spears. Suddenly he heard a scream. It was the scream of a mother and her baby. The cat's claws tore Josu's mind.

Josu ran into the direction of the scream. Behind a tree he saw Jano, one of the two women they took over from the other group a year ago. Last month, she had given birth to a little boy. But this boy now lay some meters aside from her in the mud screaming in a horrifying manner. Jano was hysterical, and one of her breasts was bleeding. She shouted, »He threw my baby into the mud and hurt my breast.«

And pointed to ... Neito. Who stood a few meters away. He held a sharpened stick in his hand. With obviously blood on it.

Josu ran to him. He started beating Josu. He shouted

at him. Some other men, who had joined, dragged Josu away. Neito fell into the mud. He was bleeding. Like the breast of Jano. And seemed to smile.

The decision was made the next day. Neito had to leave their clan. It was a death warrant. Josu knew. In the best case, Neito would become an animal among other animals.

In the evening after the attack, Josu had asked Neito, »Why did you do this?«

Neito had not answered. He just had a horrifying grimace. As if he already were an animal.

The next day, two men left the camp with Neito. Three days later they returned. Without Neito. They said to Josu, »He never will find us again.«

Josu said to Jano, »You don't have to worry about him anymore.«

She looked at Josu. Her baby was at her breast. The wound was healing well.



They prepared for the next hunt. Gohu, whom they also called Strayer, had reported a hippopotamus pod some miles west.

»We may find a young female with its baby alone offside,« said Josu.

The other men groaned.

»Too heavy,« replied one.

»We need the meat,« said Josu. »We use a travois.«

The next day they set off. Six men. And one woman, Nodana. She was best with a knife. In cutting an animal into pieces.

After some hours they arrived at their destination, the swamp area around the big river. The hippo pod was residing in one of the larger swamp ponds. The dominant bull had an impressive size. He certainly could stamp to death Josu and the others within a few moments.

They scanned the surroundings. And indeed, some hundred meters away, they found two separate females, each with a newborn, in a side arm of the river.

»They will come out of the water in the evening to eat,« said Gohu.

»Good,« said Josu. »We then take the younger one and her baby.«

They hid behind some bushes far away enough. The heat was horrible. But then the evening approached, and it got cooler. They approached their prey.

Shortly after dusk, the two females came out of the water with their newborns. They started grazing. The newborns always tried to catch the teats of their mothers.

When the two females were about twenty meters apart, Josu and the others struck.

Four of them attacked the smaller female and her newborn with their spears. The others scared away the larger female and her child. The death rattle of the two dying animals was horrifying. The whole animal population of the region would hear it.

They pulled the body of the female on the travois and fixed it. It was as heavy as three adult men. They fixed the cadaver of the newborn on Rasu's back.

»Away,« shouted Josu. »Away.«

With all their strength, they moved the travois. Meter by Meter. Terribly slow.

»Faster,« shouted Josu.

Then, suddenly, the ground started to shake.

»The bull,« screamed Rasu, »the bull.«

The bull. Never had Josu expected him to appear so fast. He must have been somewhere around when they attacked the female.

Josu looked back. And saw a monster approaching.

»Run, run,« shouted Josu. »And drop the travois. Drop it. Only the baby.«

They left the travois with the cadaver behind. They ran for their lives. Josu and Gohu dragged Rasu, who had the baby on his back, with them. Josu expected them all to be trampled to death at any moment.

But suddenly the bull stopped. His terrifying sounds became quieter. They were able to flee.

Exhausted to death, they rested for a while at a safe distance.

»Why did he stop?« asked Josu.

»A bull never leaves his territory,« answered Gohu.

They returned to the camp. The women greeted them silently. Some with a mocking look. For six strong men and a woman had only been able to hunt and bring back: a baby.



As often as he could Josu watched the birds. Their majestic overcoming of gravitation. Their red and yellow feathering, their shape of elegance. He loved these birds as much as the green of the trees. For him, the birds were messengers of paradise. They flew there; they came back from there. And communicated – with their glugging voices – words from this world beyond pain, illness, and strains. In a language, Josu could not understand in detail. But which he recognized as fundamental. Somewhere, in the north, to which the birds headed every autumn, there was this paradise.

But he had the feeling that the more he and his clan headed north, the more desperate he became himself.



It started during the night. First, it was just a slight paresthesia in one of his left lower cheek teeth. Then, two days later, it became quite a strong pain when he was chewing. After three more days, his left cheek swelled and felt warm. The pain got awful.

»You look quite funny,« said his wife Dara.

»I do not feel funny,« answered Josu.

The next night he got a fever. He lay on the ground and shivered. Dara sometimes gave him a few drops of water.

He went to their old shaman. The shaman looked into his mouth. He shook his head.

He said, »Very bad. We must get it out. Lie down.«

Josu lay down. The shaman called two other men and ordered them to press Josu's shoulders and head down to the ground. The shaman picked some bizarre animal claws from one of his bags. He started pottering around in Josu's mouth. The pain was terrible. He almost fainted.

Suddenly, the pain cleaved through his jaw. The shaman held a bloody white clot in front of Josu's face. It smelled awful.

The shaman then got some herbs out of another bag, grinded them in his hands and crammed them into the

goth gap. He told the men to release Josu.

He said, »I hope the wound heals.«

Josu staggered back to his sleeping place. Dara washed his blood-smearred face.

The pain vanished. The fever sank. The wound healed.

A week later, the shaman died.



It was this one sound that did not fit into the early morning panorama of twilight, birds, and soft rain. A sound, as if a large animal moved, then stopped, gasped, and moved on again. Far away yet, but then, suddenly, very close.

It was too late.

Several tall human shapes emerged from the line of trees and bushes surrounding their camp. Josu tried to grab after one of his spears but then felt a blow on the head. A wave of pain flooded through his skull, jaw, and chest, accompanied by horrible nausea. Darkness followed.

When he regained consciousness, he found himself bound to a wooden trunk. Together with Dara, Rasu and Jano. He heard the screaming of other members of his clan. He could not see Senu, his son. Jano shouted

continuously, »Where is my baby? My baby?«

Josu saw the baby beside a tree. With a shattered head. He did not tell Jano.

The men who had captured Josu and the others spoke a language he had never heard before. Only a very few words he recognized.

But the foreigners didn't talk much at all. Their language seemed more to consist of beating and kicking their victims.

After a while, they forced Josu and the others to get up and move. Always four of them bound with their arms to a wooden trunk, they stumbled like lame spiders over the muddy and stony ground with their eight legs.

Their destiny was unknown. It definitely wasn't the green of paradise.



The pain in Josu's head, his hands, everywhere, was horrible. The thirst, the sickness, it all mingled into a mush of despair and hopelessness. The last water he had was yesterday when they were forced to cross a deep creek. On the verge of being drowned.

Now they were encamping in the darkness. A fire warmed two guardians. The other torturers were sleep-

ing in a circle around the fire.

Some hours ago, Josu had only vaguely perceived that Jano had been raped to death and then thrown into the mud like a useless cadaver. He did not expect to survive the coming night. Dara, his children, all the others of his clan transformed into ghosts of the past.

Suddenly, he heard the sound of splintering bones. A spear stuck in the head of one of the guards near the fire. His body tilted into the flames. Before the other guard could react, he had a spear in his back, too.

About half a dozen men appeared. Tall as Josu's torturers, but with more massive bodies. They killed the other men. And seemed to laugh.

One of them was a bit smaller. He looked at every prisoner. Every man, every woman, every child. Then he stood in front of Josu.

It was Neito, his nephew.



3 Wanderer

(frühe Neuzeit)

Abraham stand im Vorgarten seines Farmerhauses und wühlte in einer Werkzeugkiste. Irgendetwas, irgendwer beschädigte immer wieder, und immer an derselben Stelle, den Zaun. Auch diese Nacht war es wieder passiert.

Er beugte sich nieder und besah sich den Schaden. Es musste ein Marder oder ein Frettchen sein. Er würde seine Schrotflinte sicherlich noch einsetzen müssen.

Als er sich wieder aufrichtete, sah er drei Männer, die langsam auf ihn zu kamen. Schon die beiden ersten Männer überragten Abraham um fast eine Kopflänge, doch der dritte von ihnen war mindestens zwei Kopf größer als Abraham.

Abraham griff nach seiner Flinte und richtete sie auf die Fremden.

Die Männer blieben stehen. Der Größere von ihnen, offenbar der Anführer, hob leicht seine linke Hand und sagte, mit einer für seiner Körpermaße ungewöhnlich hohen Stimme: »Sei ohne Furcht. Wir suchen nur etwas Rast und Verpflegung. Dann ziehen wir weiter.«

Abraham musterte die Männer. Er setzte die Flinte ab: »Verzeiht die unfreundliche Begrüßung. Doch läuft in diesen Tagen viel Böses umher.«

»So wie das«, frage der Anführer, »welches offenbar durch deinen Zaun eindrang?«

Abraham sagte: »Gerne will ich euch bewirten. Kommt mit.«

Die Männer betraten den Vorgarten. Abraham ging ins Haus und wies einen seiner Knechte an, draußen einen Tisch und Stühle aufzustellen, und bat seine Frau Sarah, ein Essen zuzubereiten. Langsam wärmte die Morgensonne die Luft und den Boden.

Sie setzten sich. Der Knecht und Abrahams Frau brachten das Essen sowie Wasser und Wein. Die drei Männer aßen und tranken.

Als sie gegessen hatten, fragte Abraham: »Was ist euer Ziel?«

»Wir sind auf dem Weg in die Bezirksstadt«, antwortete der Anführer. Die beiden anderen Männer nickten. Als gäbe es eine geheime Verabredung unter ihnen.

»Warum dorthin?« fragte Abraham. »Es ist so viel Sünde in dieser Stadt.«

»Ich weiß«, sagte der Anführer.

Abraham trank von seinem Wein und schwieg.

Nach einer Weile fragte der Anführer Abraham: »Sage mir, hast du Kinder?«

»Mein Herr«, sagte Abraham, »ich habe einen Sohn, Ismael ist sein Name.«

Der Anführer entgegnete: »Du scheinst nicht glücklich mit deinem Sohn zu sein.«

»Doch«, sagte Abraham, »ich liebe ihn über alles, aber ist er der Sohn meiner Magd und nicht der meiner Frau.«

»Warum hast du keine Kinder mit deiner Frau?«

»Gott hat ihren Leib verschlossen, und nun sind wir beide zu alt, um noch Kinder zu bekommen.«

»Habe Geduld und Vertrauen, auch deine Frau wird dir eines Tages einen Sohn gebären, und du sollst ihn Isaak nennen.«

Abraham starrte ihn ungläubig an.

Der Anführer sagte nach einer Pause zu einem der beiden anderen Männer: »Lasst uns etwas Musik spielen.«

Der Angesprochene nahm eine Fiedel aus seinem Rucksack und begann zu spielen. Eine langsame und traurige Weise. Als sei es ein Totenlied. Die Töne dieses Liedes woben sich in Abrahams Körper wie ein Geflecht aus Wärme und Hoffnung, und er hatte das Gefühl einzuschlafen.

Als er erwachte, lag er neben dem Zaun, den er reparieren wollte. Er musste bei seiner Frühstückspause eingeknickt sein. Er hörte die Stimme seiner Frau: »Abraham, komm', es gibt Mittagessen.«

Es heißen diese drei Wanderer von nun an: Groß, Klein 1, Klein 2.



»Male mir Engel«, sagte der König zu seinem Hofmaler Balthasar. »Engel, die meinen Thron bewachen. Doch hüte dich vor Fehlern. Machst du es gut, so belohne ich dich großzügig. Scheiterst du, so wirst du in den Kerker geworfen.«

So weit, so gut. Das Geringste des Problems war noch, dass – eigentlich – nur Gottes Thron von Engeln bewacht werden darf. Das schwerwiegendere künstlerische Problem jedoch: Welches Geschlecht haben die Engel?

Balthasar tat das naheliegende und fragte den Bischof. Der schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: »Habe ich keine ernsteren Probleme als dieses? Wenn die Schrift sich dazu nicht äußert, so ist es ohne Bedeutung.«

»Das mag so sein«, entgegnete Balthasar, »doch muss ein Maler der Blume eine Farbe geben, dem Gegenstand eine Form. Er kann nicht keine Farbe, keine Form wählen. Und er muss einer Gestalt ein Geschlecht geben.«

»Was geht es mich an«, frotzelte der Bischof.

Balthasar fragte den Rabbi.

»Cherubim, Seraphim, fleischlos, oder doch von Gestalt, Flügel oder nicht«, rief der Rabbi und knetete seine Wangen, »alles ein heilloses Durcheinander.«

Er überlegte kurz. Und sagte zu Balthasar: »Engel müssen männlich sein.«

»Warum seid Ihr Euch da so sicher?« fragte Balthasar.

»Frauen«, antwortete der Rabbi, »machen sich nicht so lächerlich.«



Meister Alkohol, er ist ein schlechter Freund. Und ein noch schlechterer Ratgeber.

Die drei Männer – Groß, Klein 1, Klein 2 – in eine Kneipe eintretend, in einen Nebel aus Lärm, Rauchschwaden, Bierdunst und Schweiß. Fast schlagartig Stille einsetzend ob dieser ungewöhnlichen Gestalten, welche sich hinsetzend an einen freien Tisch im hinteren Teil. Der Große, an der Wand sitzend, fast erscheinend als Stehender. Ein Mädchen herbeieilend, um die Bestellung der drei zu notieren. Und später ängstlich bringend drei Krüge mit Tee. Danach langsam wieder Gespräche, Gelächter, Gesang beginnend.

Meister Alkohol, gebend Befehle. Ein Mann aus dem Dorf, vielleicht 40 Jahre alt, sich hinbewegend an

den Tisch der Drei. Mit hochrotem Kopf und glasigem Blick. Und sich vor dem Tisch aufbauend und laut sprechend, mit teilweisem Lallen:

»Wer seid Ihr, Fremde?«

Fast wieder schlagartig Stille einsetzend im Raum, als ob jeder ahnend, dass solches Fragen nicht von Weisheit geschwängert.

Keine Antwort erfolgend vom Tisch der Drei. Sekunde um Sekunde vergehend.

Der hochrote Mann grölend: »Und was wollt Ihr hier, Fremde?«

Und mit der Faust auf den Tisch der Drei schlagend, dass der Tee aus den Krügen schwappend.

Wiederum Sekunden vergehend. Die Stille im Kneipenraum immer quälender werdend.

Der große Mann sagend, unendlich langsam: »Gehe deinen Weg in Frieden.«

Die Stille danach in jeden Winkel des Raumes kriechend wie zähflüssiger Schleim.

Der Alkoholisierte schreiend: »Was für ein Monster war diejenige, die dich gebar? In keinen Sarg passt eine Missgeburt wie du.«

G e h e

i n

F r i e d e n .



Wenn selbst die Engel zu zweifeln beginnen. Was ist mit all den Kindern. Der göttliche Befehl als Verfassungstatsache. William Somerset Maugham, frustriert und des ewigen Theaters überdrüssig, schrieb dunkel: »Ein Gott, der verstanden wird, ist kein Gott.«



Excellenz, ich fürchte, unsere schlimmsten Befürchtungen haben sich bewahrheitet. Die Stadt ist dem Untergang geweiht, und mit ihr alle, die darin wohnen und bis zuletzt hofften.

Wie ich zu dieser Annahme komme? Dass all diese Zustände nicht folgenlos bleiben konnten, war uns beiden bewusst, doch haben wir stetig im Gebet und in Gedanken darauf gehofft, dass wir verschont bleiben würden. Was waren wir für Narren.

Es sind drei Männer unterwegs zur Stadt. Das geringste der unheilvollen Anzeichen ist noch, dass der eine von ihnen eine Körpergröße hat, die man nicht mehr als irdisch bezeichnen kann. Doch hörte ich aus erster Hand, was geschah, als ein Betrunkenener die drei in einem Wirtshaus angreifen wollte. Er verbrannte – sekundenschnell – zu Asche, als hätte ein Blitz ihn ge-

treffen. Ich habe wahrlich kein Mitleid mit denen, die sich dem Alkohol hingeben. Doch ihr wisst, was dies bedeutet.



Klein 1: Es werden eine Menge Leute ziemlich weit hinabwandern, nehme ich an.

Klein 2 (gehässig lachend): Mit Knabenchor zur Begrüßung.

Klein 1: Wenn man Humor hat.

Groß (beide warnend anschauend): Ihr solltet etwas respektvoller reden.

Klein 2: Sonst was?

Groß: Hier mögt ihr unantastbar sein. Doch nicht dort, wohin wir zurückkehren.

(Pause)

Das ewige Söldnergespräch:

Klein 1 zu Klein 2: Was machst du, wenn wir hier fertig sind?

Klein 2: No Ahnung.

Es ist dieses »No Ahnung warum, wohin«, welches den Söldner zum Söldner macht.

Klein 1: Ich kaufe mir eine Farm irgendwo im Süden, und baue Kakao an.

Klein 2: Kakao?

Klein 1: Oder Kautschuk, Kaffee, was weiß ich.

Klein 2 zu Groß: Was ist mit Ihnen? Was wollen Sie nach all dem hier machen?

Groß: Es wird sich finden.

(Klein 1 lacht)

Klein 2: Die Frage ist, ob es überhaupt ein danach gibt. Ob wir das überstehen. Und ob wir überhaupt eine Wahl haben, außer der, dass wir zum vorgegebenen Ziel den Weg wählen können.

Der bestraften Städte. So viele sind ihrer: Karthago. Magdeburg. Leningrad. Dresden. Bachmut.



Die Dringlichkeitssitzung des ehrwürdigen Rates der Zwanziger dauerte ganze sechs Stunden, von 4 Uhr nachmittags bis 10 Uhr abends, unterbrochen nur von einer kurzen 15-minütigen Pause zwecks Flüssigkeitsaufnahme bzw. -entledigung. Am Ende der Sitzung, die phasenweise tumultartige Ausmaße annahm und während der einer der älteren Teilnehmer, der 72-jährige Heinrichus Hohenkliep, wegen eines behandlungspflichtigen Schwächeanfalls dauerhaft aus dem Saal getragen werden musste, wurde folgende Entscheidung

getroffen, die in die Stadtgeschichte als verhängnisvoller »Doppelbeschluss I + II« einging:

I: Man würde, am übernächsten Tag, den drei Wanderern einen Zug unbewaffneter Stadtreiter entgeschicken, um diese – sollte man sie denn finden – zur Aufgabe zu bewegen. Als Anreiz sollte eine Urkunde übermittelt werden, die den Dreien – einschließlich eines einmaligen Geldgeschenks von 1.000 Talern pro Person – in der Stadt ein zeitliches unbefristetes Wohnrecht und freie Gewerbewahl garantierte.

II: Da wegen der bisherigen Informationen, die über die Motivation und Möglichkeiten der Drei vorlägen, durchaus in Erwägung gezogen werden musste, dass die oben genannten Anreize keinen Erfolg zeitigen könnten, wolle man – ohne ein damit verbundenes Eingeständnis einer irgendwie gearteten Schuld – seinen guten Willen und seine Bereitschaft zur Besserung zeigen und das menschliche-karitative Erscheinungsbild der Stadt in den schätzungsweise 10 Tagen, die der Stadt noch bis zur Ankunft der drei Wanderer verblieben, substanziell verbessern. Hierzu sollten folgende Maßnahmen schnellstmöglich umgesetzt werden:

- Die sofortige Schließung der drei Stadtbordelle und die entschädigungslose Ausweisung aller im Rahmen dieser Freudenhäuser tätigen Prostituierten, Puffmütter und Kuppler.

- Die Verbesserung des äußeren wie inneren Erscheinungsbildes der zwei Armenhäuser der Stadt durch Streichung der Außenfassade, Entrümpelung und Säuberung der Innenbereiche, Aufstellung ausreichend vieler Betten und Sanierung der Frischwasser- und Essensversorgung.
- Die analoge Verbesserung der Leprastation.
- Die Entfernung aller Bettler und Obdachlosen aus dem Straßenbild durch Einweisung in eines der Armenhäuser.

Der Vorschlag einiger Sitzungsteilnehmer, unter I. auch vorzusehen, die drei Wanderer im Falle der Nicht-Kooperation mit Gewalt an der Fortsetzung der Reise zu hindern, wurde nach einer emotionalen Diskussion von der Mehrheit des Rates abgelehnt. Denn es sei zweifelhaft, ob aufgrund der berichteten vorangegangenen Ereignisse mit Waffengewalt überhaupt etwas auszurichten sei; zudem sei beim Scheitern einer Gewaltaktion damit zu rechnen, dass die unter II aufgeführten, mit beträchtlichem finanziellem und organisatorischem Aufwand durchgeführten Maßnahmen die Wanderer dann zwangsläufig auch nicht mehr mildestimmen würden.



Das Lagerfeuer tanzt. Und die Engel dazu. Klein 1 spielt die Fiedel, und Klein 2 und Groß springen und hüpfen umher. Groß singt dazu, in einem hellen Alt.

Die tiefste Frequenz des Universums hat eine Periode von 600 Millionen Lichtjahren.



Der Herrgott musste das Unkraut lieben. Denn nur dieses gedieh wirklich in diesem Klostergarten. Und nicht etwa die Tomaten, Kartoffeln oder Erbsenpflanzen, die Bruder Gregor und die anderen Mönche jedes Jahr anbauten. Vielleicht mochte auch der Herrgott die Experimente nicht, die Bruder Gregor seit Jahren an den Erbsen durchführte. Immer wieder kreuzte er systematisch diese Erbsenpflanzen, um fein säuberlich für jede Generation die Farben der Blüten und Samen zu notieren.

Bist du auf dem richtigen Weg? Was willst du beweisen? Das selbst die Farben der Natur einem mathematischen Gesetz unterliegen?

Wieder griff Bruder Gregor nach einem dieser mit seiner Harke freigelegten Büschel Unkraut, schüttelte die restliche Erde ab und warf es in einen Karren, der

schon fast voll war. Ja, der Herrgott musste das Unkraut wirklich lieben.

Plötzlich hörte er eilige Schritte, die auf dem Gartenweg knirschten. Eine Stimme sagte: »Sie sind da, Bruder Gregor.«

Gregor drehte sich um. Bruder Michael stand vor ihm.

»Sie sind es wirklich?« fragte Gregor,

»Es besteht kein Zweifel«, antwortete Michael.
»Auch wenn sie nicht gerade wie Engel riechen.«

Sie schritten durch den Garten, passierten den Klosterfriedhof und gelangten über den Kreuzgang zum Empfangsbereich. Dort standen drei Männer, einer von ihnen beunruhigend groß. In gebührendem Abstand hatten sich einige Brüder positioniert.

*Wie sprichst du die Engel an? Oder wartest du,
bis sie dir Anweisung erteilen?*

Gregor kniete vor den Männern nieder und senkte den Kopf.

Ihr Anführer sagte: »Es ist gut. Erhebe dich.«

Gregor stand auf. Und ließ den Blick gesenkt.

Der Anführer sagte: »Wir möchten keine Umstände machen. Bitte führt uns zu unseren Schlafgemächern. Wir brechen im Morgengrauen wieder auf.«

Gregor fragte: »Wünscht Ihr Speise und Trank? Gerne bewirten wir Euch.«

Eine der anderen beiden Männer sagte: »Dies Angebot nehmen wir gerne an.«

Der Anführer hob die rechte Hand und wies den anderen Mann an zu schweigen. Dann wiederholte er: »Wir möchten keine Umstände machen. Bitte führt uns zu unseren Schlafgemächern.«

Er drehte sich zu seinem Begleiter um: »Und stellt diesem ewig Hungrigen ein Stück Brot und einen Becher Wasser an sein Lager.«

»Möchtet Ihr denn«, fragte Gregor, »an der Abendandacht teilnehmen?«

»Nein«, sagte der Anführer.

Gregor wies zwei Mönche an, die Besucher zu ihren Schlafgemächern zu bringen.

Gestehe es: Du hättest dir die Abgesandten Gottes etwas geselliger gewünscht.

Am späten Nachmittag wässerte Gregor die Erbsenbeete. Beim Abendessen fragte Michael: »Was haltet Ihr von unseren drei Besuchern?«

Gregor antwortete: »Diese Frage steht uns nicht zu, Bruder Michael.«

Nach der Abendandacht legte sich Gregor in seiner Kammer zur Ruhe. Ein unruhiger Schlaf wälzte seinen Körper hin und her. Farbreihen, mathematische Formeln und Fragmente seiner Notizen stolperten durch seine Träume.

Der Hahn krächte. Gregor erhob sich von seinem Lager, wusch sich sein Gesicht und seine Hände mit kaltem Wasser und zog seine Kutte an.

Er machte sich auf den Weg zur Morgenandacht. Michael kam ihm im Kreuzgang entgegen.

»Bruder Gregor« sagte er, »die Drei sind bereits aufgebrochen. Vor einer Stunde.«

»Ich wusste nicht«, antwortete Gregor, »dass man noch früher aufstehen kann als wir.«

»Ich soll Euch«, fügte Michael hinzu, »vom Anführer diese Notiz geben.«

Er reichte Gregor einen zusammengefalteten Zettel. Dieser entfaltete den Zettel und las.

Ihr seid, Bruder Gregor, was Eure Pflanzenexperimente angeht, auf dem richtigen Weg.



Diese drei Gestalten. Wann traten sie das erste Mal in dein Leben? Als du dich – vor Schmerzen krümmend wegen einer Nervenquetschung – in deinem Bett wälztet? Im Februar, März 2020? Oder als du, nach dem Pfingstlager der Pfadfinder im Jahre 1977 oder 1978, stundenlang am Eingang des Lagers, das lange schon leer war, auf deinen Vater wartetest. Du warst den Tränen nahe, als er endlich – kurz vor Sonnenuntergang – mit seinem alten VW Passat kam. Was wäre gewesen, wenn zuvor diese drei Gestalten dich angesprochen hätten? Wärest du mit ihnen gegangen?



Die Sterne über ihr, sie schienen ein Rätsel. Mal war ihr Licht starr und kalt, mal flackerten sie warm und unruhig, als pulsiere ein Herz in jedem von ihnen. Der Himmel, der Kosmos, er drehte sich, er stürzte ein auf diese Nacht, in der sie lag. Erneut fiel sie in Ohnmacht, und ihr Schmerz verband sich in ihrem Kopf mit dieser Dunkelheit.

Nach Minuten, nach Stunden erwachte sie wieder. Der grässliche Schmerz in ihrem Unterleib, er kehrte zurück. Eine warme Flüssigkeit sickerte an ihren Beinen entlang. Sie starb.

Plötzlich sah sie ein tänzelndes Licht zwischen den Bäumen. Als sei einer der Sterne vom Himmel gefallen. Das Licht kam näher. Dieser Stern, er suchte sie.

Ein Mann mit einer Fackel beugte sich über sie. Ein anderer Mann hob sie auf und trug sie einige Meter weiter zu einem Baumstamm, an den er sie anlehnte und eine Decke um ihren geschändeten Körper legte. Dann wischte er ihr mit einem Tuch das Blut und den Dreck aus dem Gesicht und gab ihr etwas Wasser zu trinken. Sie starb.

Ein weiterer Mann trat heran. Er war hünenhaft groß. Er kniete vor ihr nieder und betrachtete sie. Wie ein Vater seine Tochter.

Er fragte: »Kind Gottes, wer hat dir das angetan?«
Sie starb.



»Haltet die Engel auf.«

So hatte der Vorsitzende des Rats ihm, Anton, dem Hauptmann der Stadtwache, aufgetragen, mit einem Blick aus Angst und Unglauben.

»Haltet die Engel auf. Um jeden Preis. Doch friedlich.«

Die Quadratur des Kreises. Sind es keine Engel, so tut man ihnen Unrecht. Und sind es doch Engel: Es ist

aus der Heilsgeschichte nicht bekannt, dass solche sich je aufhalten ließen.

»Haltet die Engel auf. Um jeden Preis. Und rette deine Stadt.«

Damit all dies einfacher von der Hand gehe, reichte der Vorsitzende Anton eine versiegelte Tasche. Mit den Urkunden für das unbefristete Wohnrecht, das Geldgeschenk, die freie Gewerbewahl. Anton schnürte die Tasche unter sein Wams. Er ging nach Hause. Er umarmte seine Frau Heidrun und seinen Sohn Johannes. Er brachte Johannes zu Bett.

Mit einem Sergeanten und fünfzehn weiteren Reitern verließ er, unter den stummen Blicken der Ratsherren, im Morgengrauen die Stadt. Die Gerüchte wiesen nach Richtung Süden. Der Ort des Kneipenvorfalles war bekannt, und es gab nur eine Straße zwischen diesem Ort und ihrer Stadt. Anton rechnete, nahmen die Gesuchten tatsächlich diese Straße, mit der Begegnung am übernächsten Tag. Vorsorglich schickte er dennoch zwei Kundschafter voraus, um mögliche Parallelwege zu erkunden.

Im Trab ritten sie ihrer Bestimmung entgegen. Die Hufe der Pferde, so schien es Anton, drehten die Erdkugel unter ihnen schneller und schneller. Der Staub, die Hitze wurden zur Qual. Sie hatten Wasser, doch keine Zuversicht.

Am Abend überraschte ein Gewitter sie. Ein Pferd scheute und warf seinen Reiter ab. Ein Bauer ließ sie, klitschnass und hungrig, in einer Scheune übernachten. Wie zerzaust darf man Engeln entgegentreten? Der Mann, der vom Pferd gestürzt war, starb in der Nacht. Anton verbrannte heimlich die Tasche mit den Urkunden. Ein weiterer Mann verschwand spurlos im Morgenrauen.

Ein anderer Reiter, Ulf mit Namen, fragte: »Wenn wir jetzt schon alle sechs Stunden jemanden verlieren, wie sollen wir dann diese Männer aufhalten?«

Anton antwortete: »Wenn du Engel aufhalten willst, spielt es keine Rolle, ob mit einem Mann oder Tausend.«

Ulf trat gegen einen Eimer.

Sie brachen auf. Gegen Mittag preschte einer der Kundschafter heran und berichtete, dass die drei Männer in einem Dorf südwestlich von ihnen gesehen worden seien, und nun auf einem Weg parallel zu der Hauptstraße unterwegs waren.

Sie rissen die Zügel herum und nahmen den Weg über das Feld. Eine Kavallerie auf Abwegen. Die verlorene Schlacht stand bevor.



Anna saß in einem Schaukelstuhl in der Wohndiele und säugte ihr Kind. Sie hörte Geräusche an der Haustür.

Anna stand auf. Sie ging mit dem Kind an ihrer Brust in Richtung Flur. Plötzlich stand ihr Mann Stefan vor ihr. Sie musterte ihn.

»Wo bist du die ganze Nacht gewesen?« fragte sie.
»Und warum bist du so voller Dreck?«

Stefan rieb sich sein Gesicht mit den Händen.

Er sagte: »Das Pferd scheute. Ich stürzte in den Schmutz. Ich war einige Stunden lang ohnmächtig. Erst im Morgengrauen kam ich wieder zu mir.«

Sie starrte ihn an: »Und das Pferd? Wir haben nur dieses eine.«

Er antwortete: »Es lief nicht davon. Ich habe es wieder mitgebracht. Es ist im Stall.«

Sie gingen in die Wohndiele. Stefan setzte sich. Er trank etwas Wasser.

Anna legte das Kind in sein Bettchen. Sie streichelte Stefans Haar.

Sie sagte: »Hast du dich verletzt? Du hast Blut an deiner Hand.«

Stefan betrachtete seine Hand.

Er sagte: »Nur eine Schramme. Lass uns etwas essen. Dann muss ich mich ein wenig hinlegen.«

»Du musst heute zum Landvogt.«

»Das kann ich auch morgen noch machen.«

»Es wird ihn verärgern. Wir können uns das nicht leisten.«

»Lass uns etwas essen.«

Anna brachte Brot, etwas Käse und Milch. Sie setzten sich an den Tisch.

Stefan schüttete sich Milch in einen Becher. Er trank.

Er hustete. Als hätte er sich verschluckt. Er fasste sich an den Hals.

Er hustete wieder. Anna stand auf. Sie klopfte ihm auf den Rücken.

Er hob seinen rechten Arm. Der Arm zitterte.

Der Husten wurde immer stärker. Anna begann zu schreien.

Stefan versuchte aufzustehen. Er stürzte zu Boden. Sein Kopf, sein ganzer Oberkörper begannen zu zucken. Schaum trat aus seinem Mund. Anna kreischte. Das Kind wachte auf und schrie.

Nicht bekannt ist ein Becher Milch als Schöpfer der Witwen und Waisen.



Das Ganze halt. Die Reiter stoppten. Anton stieg von seinem Pferd.

In etwa zwanzig Metern Entfernung vor ihm standen die Drei. Der eine von ihnen: Überlebensgroß.

Anton ging langsam auf sie zu. Etwa zwei Meter vor ihnen blieb er stehen. Er kniete nieder. Er senkte den Kopf. Als stünde vor ihm ein König mit seinen Rittern.

Anton hob den Kopf wieder ein wenig, ohne die Drei anzuschauen, und sprach: »Wohl weiß ich, dass kein noch so großzügiges Angebot meiner Stadt euch von eurem Weg abbringen wird. Doch flehe ich euch dennoch um Gnade an, der Kinder, der Unschuldigen wegen. Verschont meine Stadt.«

»Erhebe dich«, sagte der Anführer.

Anton stand auf und hob den Kopf. Der Anführer sagte: »Das Böse umarmt stets das Gute, und willst du jenes vernichten, vernichtest du immer auch einen Teil des Guten. All dies ist der Wille eines, dessen Absichten und Befehle ich nicht hinterfrage. Ich anerkenne deine guten Absichten, doch bitte ich dich, uns ziehen zu lassen. Es wird dies alles so oder so sich ereignen.«

Der Erdenkreis schien stehen zu bleiben. Anton nickte. Er drehte sich um. Er gab seinen Männern ein Zeichen, den Weg freizumachen.

Die Reiter lenkten ihre schnaubenden Pferde widerwillig zur Seite. Die drei Männer begannen das Spalier langsam zu durchschreiten.

Plötzlich krachte ein Schuss. Ulf hatte einen der beiden kleineren Männer mit einer Pistole angeschossen. Der Getroffene sank zu Boden. Der halbe Schädel schien zersplittert.

Alles erstarrte zu einem riesigen Gruppenbild. Die Wanderer. Die Reiter. Anton. Als habe eine unsichtbare Kälte alles vereist.

Plötzlich schoss eine Stichflamme durch Ulf. Er wurde ein schwarzer Leichnam, der auf einem Pferd saß. Ein Leichnam, der zu Boden stürzte und zu Asche zerfiel. Das Entsetzen der anderen Reiter erstarrte zu einer grotesken Grimasse. Auch sie und ihre Pferde wurden zu Asche.

Nach einer Weile erholten sich Antons Augen vom gleißenden Licht der Stichflammen. Er sah die drei Wanderer langsam hinter einem Hügel verschwinden.

Er war ein Hauptmann ohne Pferd und Kompanie.



Die drei saßen am Lagerfeuer, Klein 1 mit einem Verband um den Kopf.

Es ist aus der Heilsgeschichte nicht bekannt, dass Engel je verletzt werden konnten.

Klein 1 sagte: »Ich kann nicht mehr. Lasst mich zurück.«

Und auch nicht, dass Engel je zurücktraten.

Groß sagte: »Wie du möchtest. Du weißt, was das bedeutet.«

Klein 1 nickte.

Ewiges Umherirren. Sterblichkeit. Und und und?



Fuß um Fuß, Schritt für Schritt, Meter um Meter kehrte Anton zurück. Ein Wanderer, der den Wanderern folgte. In Richtung einer Stadt mit Frau und Kind, Freunden und Arbeit, Erinnerungen und Zukunft. Einer Stadt, die nicht mehr sein würde, falls er sie jemals erreichte.

Fast die halbe Nacht hatte er, nach der Begegnung mit den Wanderern, auf dem Boden kauern bei seinen toten Reitern und Pferden verweilt. Ein Gewitter hatte ihn erneut bis auf die Haut durchnässt. Er war, zusammengekrümmt, am Wegesrand im Schlamm eingeschlafen. Als er erwachte und die zurückkehrende Sonne ihn trocknete, war er allein. Das Gewitter hatte die Asche seiner Reitertruppe weggespült.

Verdreckt brach er auf. Um die zu warnen, für die jede Warnung zu spät kam.

Entgegenkommende, sie wichen ihm aus. Er war ein Landstreicher, Räuber, Obdachloser. Er wusch sich an einem Bach den ganzen Dreck aus der Uniform, seinen Haaren, seinem Gesicht. Die Entgegenkommenden grüßten ihn wieder. Hunger begann ihn zu quälen.

Ein Bauer gab ihm Milch und etwas Brot. Er betete an einem Wegekreuz. Er zog weiter. So wie so viele vor ihm.

Er erreichte die Stadt. Alles schien unverändert. Er suchte sein Haus. Dort fand er Heidrun und seinen Sohn mit einem anderen Mann. Den Johannes für seinen Vater hielt, und Heidrun für ihren Gatten. Sie schienen Anton nicht zu kennen. Sie baten ihn zu gehen.

Wie zerstörst du eine Stadt? Du nimmst ihr zuerst das Gedächtnis.



Der Nächste warf sich vor ihre Füße. Abraham?

Er winselte: »Lasst Ihr die Stadt bestehen, wenn Ihr dort hundert Gerechte findet?«

»Ja«, sagte Groß, »dann soll die Stadt bestehen bleiben.«

»Und auch, wenn Ihr nur zehn findet?«

»Ja, auch dann.«

»Und auch, wenn Ihr nur einen einzigen findet?«

»Ich verspreche dir«, entgegnete Groß, »ist auch nur ein einziger Gerechter in dieser Stadt, so soll sie leben.«

»Ich danke Euch«, winselte der Mann auf dem Boden, »ich danke Euch.«

Wie grausam irrst du.

Nicht bei Tausend Gerechten, mein Freund, würden sie die Stadt verschonen.



»Mauerschau« nennen die Weisen es. Wenn du aus der Ferne, einer sicheren Nähe den Untergang der anderen erkennst. Ihr Schreien, ihr Leiden, ihr Sterben. Von einer Mauer aus, wie im alten Troja, oder Zeitung lesend beim Frühstück.

Zwei Arten dieser Mauerschau gibt es. Die erste ist schön nicht, doch angenehmer: Du gehst davon aus, dass das Unheil zu dir nicht gelangt. Denn du wählst dich in Sicherheit. Mitleid ist deine emotionale Leistung. Doch es raubt dir den Schlaf nicht.

Die zweite Art ist kritischer. Du überlegst, was morgen, in einer Woche, in einem Jahr sich ereignen könnte. Ob die Pest, das Feuer, das Grauen zu dir gelangen könnte. Deinen Kindern, deinen Lieben, deinem Besitz. Deine emotionale Leistung ist Angst.

Abraham begriff nun, wer seinen Zaun immerfort beschädigte. Es war Ismael, sein Sohn.



Der Zwanziger Heinrichus Hohenkliep blickte, gestützt auf seinen Gehstock, über die Brüstung. Draußen, kurz vor der Brücke auf einer kleinen Bodenschwellung, standen drei Männer, einer von ihnen auffallend groß.

Heinrichus stieg eine lange Treppe hinunter. Er ging einen Kellergang entlang. Die Wände waren zuerst aus Stein, dann aus Metall und Glas. Immer öfter funkelten winzige Lichter in diesem Metall. Ein seltsames Summen begann sich in Heinrichus Hohenknieps Ohren einzunisten.

Nach einer Weile gelangte er wieder an eine Treppe. Er stieg die Treppe hinauf. Eine schwere Stahltür verschloss ihm den Weg. Er legte seine rechte Hand auf eine schräge Fläche neben der Stahltür. Ein grünes Licht leuchtete auf. Die Tür öffnete sich.

Heinrichus Hohenkliep trat auf eine Straße. Eine stille Nebenstraße. Von der Hauptstraße etwa 50 Meter weiter drangen die Geräusche von regem Autoverkehr zu ihm hinüber.

Er passierte ein Kiosk. Auf einer der ausgelegten Zeitungen prangte eine Schlagzeile: »100 Jahre Marne-Fère-Zwischenfall.«



4 Introduction to Table Science

(USA, present time)

Jonathan Miller was never willing to accept that the Roman Empire had declined. How could this happen, he asked himself at breakfast, at lunch, during the night, when he could not sleep. How could a military and organizational power as formidable as the Romans have been defeated by savage Teutons and pre-Muslim sand soldiers from the North and East? So he went deeper into the matter, being sure that something must have been overlooked by generations of historians, classicists, and archaeologists.

Jonathan's interest in ancient times had emerged during his childhood when he had received as a gift from his mother an illustrated book about the Roman army. He showed it to his female Latin teacher, an old bat. All pupils trembled with her.

»Well,« said the bat, »that's an interesting book, see here, the battle of Cannae.«

»Yes,« said Jonathan shivering, »50,000 Romans killed by Hannibal in a single afternoon.«

»What if you give us a talk about that battle during one of the next lessons?« asked the bat. She exposed her vampire teeth.

»Ok,« said Jonathan, with a mouth dryer than a desert.

From that lesson on, Jonathan was called ›field marshal‹ by his classmates. They had no idea what »50,000

Romans killed in a single afternoon« meant. But they also had no idea about the beauty of the fourth declension.

But the disastrous battle of Cannae, fought in 216 B.C., could not be the reason for the decline of the Roman Empire 600 years later, Jonathan concluded. The Romans finally won the war against the Carthaginian Hannibal. They cut off his supplies, so that he did not have well-equipped troops anymore to fight additional genius battles. The reasons why the Romans lost against the Teutons and Sasanians 600 years later had to be hidden somewhere deeper in history, and Jonathan, now being an adult, was determined to figure it out.



In the evening, after our little son Jonathan has gone to bed, we usually place ourselves in the sitting room to let the day pass. My wife Elena is a biologist, so there always is some scientific stuff to discuss, if not topics concerning our son or the decrepit house we live in.

»I read some very weird stuff in a newsletter today,« I said to Elena.

»What was it?« Elena asked.

»At Lorenz University,« I continued, »they offer a

quite strange professorship.«

Elena looked up from the book she was reading.

»Lorenz University? I never heard of it.«

»Nor did I,« was my reply. »Guess on which topic the professorship is.«

»I hate guessing,« she said.

My dear wife. Every morning, I have to guess whether sex could be an aspect of the coming evening or night. Depending on her emotional and biological state. Most times, I guess wrong.

I said, »It is on table science. Data, information organized in tables.«

»Table science?« Elena asked. »That must be fake.«

»The website doesn't look fake.«

»How do you know?« asked Elena.

»I am a computer scientist,« I argued. »I can evaluate websites.«

Elena put down her book. »I am going to bed. I am very tired. Good night.«

She gave me a little kiss.

»Good night, darling,« I said.

A little kiss isn't sex.



The next day I called the office at Lorenz University. After having inspected the web site again. Some images of the university really looked strange. And fascinating. I have never seen something like that before.

»Good morning,« said a lascivious female voice, »what can I do for you?«

»Good morning,« I replied, »here is Doctor Taylor from University of Ohio. I have a few questions concerning job offer No. 276.«

»Just a moment, Sir,« the lascivious voice said.

Classical music came into the line.

Then a male voice said, »Good afternoon, Dr. Taylor. Here is Professor Stevens. I am the dean of the Department of Structural Science. I would be happy to answer your questions.«

»Have a nice day,« I said. I rang off. My name wasn't Dr. Taylor. And a lascivious female voice a road too narrow to lead to sex.



In his years as a young adult, Jonathan was always wondering why the Romans had not invented the toothbrush. They had clean water and wastewater systems, so why not the toothbrush? It would have been so simple. Was this lack of the toothbrush one of the rea-

sons for the decline of their empire? But their enemies did not have toothbrushes either. So, it could not be one of the reasons.

»Why don't you investigate why the Confederate States of America failed in the battle of Gettysburg?« asked one of Jonathan's friends.

»That's too obvious, and not worth a research effort. Lee attacked the central position of the Yankees, after an ineffective artillery bombardment, and approaching over hundreds of yards without cover. Failure was inevitable.«

One day, an unknown man stood at Jonathan's door and said, »Let us use a time machine and figure out what really happened to the Romans.«

Jonathan's mother called the police.



I came back from work. Elena was in the kitchen preparing supper. I heard Jonathan singing in his room. He was always doing this when playing. He told me he often re-enacts the battle of Cannae. I have heard of that battle. It was more disastrous for the Romans than Gettysburg for the Confederates. But the Romans won the war. The confederates did not. I had a data table making this clear.

»There is a letter for you,« said Elena. »Looks important.«

I thought they would send it by email. So it goes.

I opened the letter.

Elena stopped preparing supper. She looked at me.

»They invite me for an application talk,« I said.

Elena started to cut a carrot into pieces. »The table science stuff, I assume.«

»Yes,« I said.

»You will not cancel your current job for this weird table science position, won't you? It would be ridiculous, wouldn't it?«

»Right,« I said.

»Jonathan and I will not come with you, in case of,« Elena insisted.

»I can't live without the two of you,« I said.

The road to change always starts with lies.



Jonathan did not become a historian or something like that. He became a pharmacologist and worked for a large company, trying to develop new drug formulations so that people could live longer on average than in ancient times.

The first drug experiment he performed at the age of thirteen was applying an antidepressant agent he had stolen from his mother's drug box to their dog. The effects were tremendous. The dog lurched through the kitchen, vomited, and slumped down in the sitting room. The local veterinarian rushed in for an emergency treatment. The dog was rescued, and Jonathan's pocket money cancelled for six months. His father was able to prevent a criminal charge of animal cruelty.

The day after the dog's rescue Jonathan wrote in his diary, »Santa Claus does not really exist. Did the Romans know?«



Only a few are called to create tables. A table is a cathedral of numbers, text fragments, and data. It gathers information, organizes it, elevates it. In the right hands, it can even be wielded as a weapon. If you are in a meeting, a court hearing, a good table will let your enemies become quiet. Reverential. Submissive.

However, there are myriads of bunglers trying to produce tables, too. I met so many. Student bunglers, scientist bunglers, professor bunglers.

Already when I was a child, I made tables. Tables collecting all my friends, their skills and disadvantages,

their contact data and school marks.

Some native people felt uncomfortable or got aggressive when white people took photos of them. Because they thought that, by capturing their image, they could be controlled. That they, for example, could be harmed by stabbing their photo.

I learned early on that putting people into tables and data sheets is much worse.



It was a long awkward drive to Lorenz University. I first followed an interstate for two hours, then a local road for one hour. I crossed a river. I drove up a hill. I entered a romantic valley populated by zombie peasants. Then I arrived at Lorenz, a town of about 5.000 people. I could not imagine that students would make their way to this small town. I could not imagine that I myself could live and work there.

I drove through the town. After I had passed it, I saw a large sign pointing to a country road, »Lorenz University, 30 miles«. But the setting became bleaker the nearer I came. They fucked me up, I thought.

After 20 minutes, I saw several buildings in the distance. I slowed down. As if I were approaching a hostile castle or secret military facility. I stopped and got

out of the car. I saw a large sign in front of an old mesh fence. »Lorenz University,« I read on the sign.

I looked around. It was an old, rotten factory site. They really fucked me up, I thought.

I went back and entered my car. I started the engine. I turned the car. I drove about 50 meters. I stopped again. Why should it not be a university?

I walked back to the factory fence. The gate wasn't closed. I entered the site and reached a large building. It seemed to have been the main administration building of a factory in the 1930s. Again, there was a sign, »Lorenz University, central reception.«

The entrance hall was full of dust, dirt, and past. Parts of the wall were broken. Stones were lying around. Again, there was a sign with an arc leading to the left, »Central registration and reception.«

I walked along a dusty old floor. I reached its end. There was a door with a plate. »Mrs. Jason, central reception and registration.«

I knocked at the door twice. I waited. Nothing happened.

I knocked again. Three times.

I heard a weak voice. »Yes please ...?«

I opened the door and entered the room.

I saw a mature lady sitting behind a modest desk. Apart from this, the room was empty. Except the dust

that seemed to be the only stable resource of the whole building.

»Good afternoon,« I said. »I am Dr. Miller. I have an appointment with Prof. Stevens.«

She looked at me, then into some papers on her desk and said – lasciviously – »Yes«.

»We were talking some weeks ago,« I added.

She again said, »Yes.«

I said, »There is a significant mismatch between your web site presentation and the real Lorenz university.«

I did not add, »And between your erotic voice and your turtle face.«

»At a first glance, perhaps,« she answered.

»At a first glance?« I asked.

She grabbed a small device out from a paper box behind her desktop. It looked like glasses. »Take these glasses,« she said, »and you will see the real Lorenz university.«

She stood up and approached me. She fixed the glasses on my head.

»From the moment on you leave this room again, you are connected with the main VR server. You must not take or switch off these glasses unless you are here again. Now leave the room and take the next floor right, to the office of Prof. Stevens.«

I turned around and left the room. What I then saw was stunning.

I tried to take a glance back into the office. But the door was already closed.



I contact an agent for scientific books. In my view, all agents must be morphine addicts. I can't imagine how they otherwise could endure all these unrequested phone calls and submissions.

»What kind of book?« the agent asks.

»Table science,« I say.

»Furniture?«

I can see the agents face through the phone.

»No, statistics. Data science.«

»So, why don't you call it statistics?«

»It is a specialized textbook on table science,« I insist.

The agent seems to think about something.

Then he says, »So, do you know the excellent three volumes textbook of Miller and Lewinsky: Introduction to toilet paper. It was never written, never submitted, never published, never reviewed. Should be the same with your book.«

I terminate the call. It always ends that way. Nobody wanted Maxwells – the famous electromagnetician's – first privately printed book. It was sold only forty times.



»Elena,« I asked, »what's the matter?«

She stood in front of me. A sexual body of hate.

»If you,« she said, »start working at Lorentz University, I will divorce from you.«

»Why?«

»I will not move somewhere else anymore,« she said. »Since we married, we moved nearly every year from one university or research institute to the next one. Now, at your current job, they offer you a tenured position. I was so happy for Jonathan. Constant friends, constant school. And I simply do not understand why you want to replace your track for computer science with this dubious field of table science.«

»Americans always moved,« I said. »They moved from the East coast through the great plains to the West coast.«

»But then they settled down somewhere.«

There was a pause.

»Are you going to Lorenz University?« she asked.

»Yes,« I answered.

»Now, then you will be a lonely long-distance runner.«

»I know.«



Up to now, I cannot look at a map of Russia and Ukraine. During the Russian civil war, my grandfather flew from Ukraine as a child with his parents. The Ukrainians had killed many Russians during World War I with the help of the Germans, and then the Russian communists had starved the Ukrainians to death during the Russian civil war. I remember only one meeting with my grandfather when I was about thirteen.

»All my classmates died,« he said. »There was absolutely nothing to eat during winter 1932/33. Nothing.«

»And how did you survive?« I asked. »Cannibalism?«

His eyes became as large as beer coasters.

He said, »I wouldn't call it cannibalism. Rather food bridging. And then we were able to walk on a ship at the Black Sea and left for America. Many were not.«

What kind of table would that be?

Starvation Ukraine (Holodomor)	
Year	#Victims
1932	1.500.000
1933	2.000.000
Sum	3.500.000

You cannot translate such tables into imagination. Stalin, the wise ironic man said, »One dead person is a tragedy, but 1 million dead is statistics.« It was him being responsible for the Ukraine starvation.

Stalin loved statistics. He said, »5 percent of the Russian population is continuously working on my assassination or demission.«

Thus, the secret services of Stalin had to arrest, send to penal camps, or execute five percent of the population. That was Stalin's logic. He could sleep better then.



I moved to Lorenz University, into my new office.

»We use to sleep at the university. In our offices,«

said the dean.

»Why?« I asked.

»To always be in the front line of research.«

»But« I said, »every brain needs some rest.«

»Shall we order a mobile bed for you?«

»Yes,« I said. The office was big enough. I could compart the room into a working research section and a private section hidden behind a mobile wall. There was a shower and a kitchen in the hallway. Physically.

The dean said, »Please make first visits to the other professors and departments. We are a great family.«

I thought: how will the babies of this family look like?



I first went to the department of obituary research.

The man there said, »We are working on an obituary for Leopold Euler.«

I was stunned, »The famous mathematician? He died more than 200 years ago, didn't he?«

He showed me a bunch of paper sheets.

»Read,« he said.

I flipped through the papers.

»Is this the obituary?« I asked.

»Yes,« he said, »a draft.«

»But« I said, »this is more than 50 pages.«

»He was an important person, don't you think?«



Mr. Dean had an elaborate lunch appointment timetable to see all his professors at least once a month in the canteen. The management of this table, he whispered to me once, would be more complicated than that of the Easter calendar.

»You are the table expert,« he added smiling. »Can you maintain this table for me during the next two years?«

»You can't be serious,« I answered. »I work on data tables, not on food tables.«

A shadow appeared on his face. »I don't think this distinction makes sense.«

»This distinction,« I replied, »is one of the pillars of table science.«

Ten days later, I received from him an invitation for such a control lunch.

»What about the students?« I asked him then.
»When will they arrive?«

»We do not have students so far and will not have

some during the next two terms.«

»Sorry?« I asked.

»We are still in a test phase.«

»But there are lectures already scheduled for all professors for the coming term.«

»Is there a rule or law saying that for a lecture there must be a student audience?«

»Yes, the rule of common sense.«

»Maybe,« he replied after a while, »we can use virtual students from the next term on.«



A colleague from my department sends me a message.

»I have cancer,« he writes.

»I am sorry to hear that,« I answer.

»Perhaps,« he suggests, »the department could then be renamed as ›The Albert Manchester Department of Structural Science‹.

»Why?«

»That's my name.«

»I know it's your name.«

I thought for a while. Then I said, »Ok, maybe we could name a window in the building after you.«

»That would be fine,« he says.

»What is the time frame?«

»The physician says probably six months. Pancreas carcinoma.«

»Oh,« I say. I knew someone who lived only for three months after such a diagnosis. And the last month wasn't really life. It was more a morphine state.

I send a warning note to the Faculty of Obituary Science.



Winter term. I start my lecture »Introduction to Table Science« with a so-called »Surprise Table«. It has the following form:

Surprise Table		
No.	Question	Answer
1	How many Jews were killed within 36 hours by the German SS and SD at Babi Jar at the 29th and 30th September 1941?	33,771
2	What is the weight of 1 cm ³ of a neutron star in kg?	4 * 10 ¹¹
3	How many neutrinos pass one cm ² of your skin every second when you are walking through the	60 * 10 ⁹

	sunshine?	
4	How many soldiers did the US army execute during second World War because of desertion?	1

I then ask the virtual students to order the question / answer pairs with respect to the surprise level, i.e. A = most surprising, D = least surprising. The ordering is always:

A – 4

B – 2

C – 3

D – 1

After having discussed some further aspects of the table, I continue as follows:

Dear students,

this course, as you may have read in the schedule of lectures, is entirely about tables. It is structured as follows:

- Introducing example (today, just shown)
- General definition of a table
- History of tables

- Classification of tables
- Transformation of tables

After that, I request the students, on a voluntary basis, to present own tables from their personal context, to discuss them in the seminar.

The most disturbing table from one of the students was the following (by courtesy of virtual Karl Everton):

Approximation of Hell		
1	Amount of nonsteroidal pain killers I have taken so far (3 kg is the red line w.r.t. renal failure)	2,8 kg
2	Amount of beer my father has drunk since I started recording	8.400 liter
4	Times my father sexually abused my younger sister since recording	84



Next morning, I got an anonymous phone call somewhere from California.

»Do you remember Marne 1914?« a voice asked.

»The battle of the Marne in World War I?«

»Yes. But did you know they registered about 20 Sievert in this area when the battle was over?«

»Who registered 20 Sievert?«

»A time travel team send to this area in September 1914.«

I blocked the conversation.

»So what?« asked my dean a few days later. »You want to time travel to a French river in 1914 because of a mysterious message? Why? This will be quite a bunch of travel costs.«

»Intuition,« I said.

»Intuition about what?« asked dean boss. »Can't you get there virtually?«



My mother was on the phone.

»You should come as quickly as possible. Your father,« she said.

»What?« I asked.

»He doesn't stop whistling anymore,« she answered. »And is smearing toothpaste into his face the whole day.«

He died three days later. I did not attend the funeral.



From New York, I took a plane to Paris. I then rented a car and drove to Fère-Champenoise at the river Marne. It was a beautiful village with about 2.000 inhabitants. It was the 6th of September 2015. There had been no time machine to use.

I visited the vicar of the local church. My French wasn't that good.

I asked him, »What happened here, during the Battle of the Marne in 1914?«

»Not very much,« he answered. »According to my grandpa, who was seven then, the Germans shelled the village by mistake and killed two cats.«

I asked, »How did your grandpa die?«

»He got cancer,« said the vicar, »when he was thirteen.«

The vicar laughed like an ape.

»That does not make much sense,« I replied.

The table of the victims of all wars and genocides. That would be it. Monstrous and simple together.



We do not know which human beings first used a

data table. One of the first known tables is from Mesopotamia. It is a clay tablet from about 1800 BC and shows four columns and fifteen rows with numbers in the cuneiform script of the period.

The table respectively lists two of three numbers constituting so-called Pythagorean triples, i.e., integers a , b and c satisfying $a^2 + b^2 = c^2$.



I visit the Department of Experimental Law.

»What is your research about?« I ask the head.

»We are searching for new forms of punishment to reduce crime.«

»For example?«

»Generation custody.«

»Meaning?«

»So, imagine the case somebody is sentenced to 120 years in prison. And that he has three children. Thus, if he dies after 40 years in prison, there are 80 years left. Thus, one of the children can go to prison for 80 years or two of them for forty years or three of them for ... um ... «

»26,67 years,« I assist. »If you round it up.«

»Thanks,« he says.

And adds, »And so on, until there are some members of some generation that finally complete the years.«

»So, what if there are no relatives at all or not enough, to serve the sentence?« I ask.

»Um ...,« he says, »I have to think about that still. I'll tell you soon.«

I'm starting to have doubts about whether Lorenz University always hires the right people — me included.



Do you know of any family members who suffered from the Spanish flu during 1918-1920? About 25 to 40 million people died from that horrible disease. My grandmother got infected in 1918, when she was seventeen. One evening the doctor said to her parents that she probably would not survive the coming night. She did survive. That's me.

I introduced the following table to my virtual class:

Spanish Flu Victims	
Country	Number of deaths
USA	500,000

Germany	426,000
GB	228,000
France	200,000
India	17 million
Japan	390,000

One of the students asked, »How do you know?«

»Of course,« I replied, »these are estimations, not secured numbers. There were no standardized medical statistics at that time.«

»I do not mean the number of victims.«

»So what?«

»How do you know that the Spanish flu really ever existed?«

»This is scientific consensus.«

»It wasn't flu. It was the first experiment of the US military on a biological weapon. To finally destroy Europe. The experiment went out of control.«

I do hate virtual students.



Dean says to me, »I want to show you something.«

We enter an elevator.

Dean presses the Down key.

After going down for some time, I say, »I did not know that we can move down that far.«

»What you see in awful movies is all reality,« dean replies.

Surprise is what you always expect.

And: Can you go down a table such deep?

By the way: I never found the road to deeper sex.



I have a dream. The dream of a table consisting of an infinite number of rows and columns. To represent everything in the world. Everything. Every atom of the universe and its position, status, at every point in time.

»But« says dean, »the number of atoms in the university is finite.«

»How can you be sure?« I ask.

»I counted them,« he answers.



Then, during a summer night, when Jonathan could not sleep and was laying sweating on his bed, he suddenly understood why the Romans failed eventually.

How could he, how could historical science have overlooked this? The answer was so clear, so eminent, so obvious.

The Romans, all their administration, their military, their lawyers, they all together failed, because they never used tables.

Jonathan's Latin teacher died hard.

I booked my next holiday in the Ore Mountains in Germany.



5 Kaiser

(Deutsches Reich, 1890-1914 n. Chr)

Oh, mein Kaiser. Wie sehr liebe ich dich. Der morgendliche Wind erfrischt unser Gesicht. Wir reiten hinaus, in den Tiergarten, durch die klare Luft, lange bevor die Stadt mit ihren Maschinen, ihrer Hektik, ihrer Gier langsam und quälend erwacht. Es gibt nur dich und mich. Und die Pferde, ihre Kraft, ihre Unschuld. Das junge Fleisch der uns begleitenden Flügeladjutanten.

Rückkehr ins Schloss. Frühstück. Die Immediatvorträge. Wenn die Hyänen flüstern. Sie betrügen dich. Tag für Tag. Jahr für Jahr. Du sagst das Weise, verfügst das Richtige, doch sie tun das Gegenteil, das Dumme, das Falsche, das Böse. Doch langsam, mein jugendlicher, mein schöner Kaiser, begreifst du ihr dunkles Wesen, und wirst ihrem Schattentreiben ein Ende bereiten. Regiere, forme die Macht in deinen eigenen Händen. Werde ein Einziger. Entledige dich ihrer Einflüsterungen. Entledige dich ihrer selbst.

Das zweite Frühstück. Du und deine Flügeladjutanten rauchen danach eine Zigarre und erzählen sich Witze. Ich bin eifersüchtig. Wie könnte ich nicht. Du bist mein ein und alles. Mein Kaiser. Doch ein Kaiser hat auch ein Volk. Er muss seine Liebe teilen. Das Mittagessen, es tröstet mich darüber hinweg. Ich sitze zu deiner Linken. Deine Gattin zu deiner Rechten. Ich bin nicht eifersüchtig auf sie. Es ist eine andere Liebe. Es ist keine Liebe. Nur ich liebe dich wirklich.

Danach ein kleiner erfrischender Mittagsschlaf. Du in deinen Gemächern, ich in meinem kleinen Zimmer im anderen Gebäudeflügel. Wie gerne wäre ich bei dir. Deinen Schlaf zu bewachen, dein Antlitz in völliger Entspannung liebevoll zu beobachte. Beim schlafenden Souverän zeigt sich die Milde der Macht, die Schönheit des Herrschers.

Danach Politik. Beratungen. Von 5 Uhr nachmittags bis zur Abendtafel ziehst du dich noch einmal zurück. Gelangst zu reifen Entscheidungen. Das Reich muss wachsen. Stark sein, wo nötig. Gnädig, wann immer möglich.

Dann abends um 8 Uhr das »Große Fressen«. Die Flügeladjutanten zusammen mit den Damen der Kaiserin und dem diensttuenden Hofmarschall an deiner kaiserlichen Tafel. Du führst die Unterhaltung, deine Weisheit und dein Witz laben und erfreuen mich.

Ein Cognac in der Bibliothek noch. Vereinzelt Zigarren. Die Nacht erdrückt das Schloss. Wirst du mir noch dieses eine Zeichen geben, kurz bevor du dich zurückziehst in deine Schlafgemächer?

Meine Zeit mit dir geht zu Ende. Ich muss zurück, zu Frau und Familie. Die Hassflüsterer, sie werden geschickter, dreister, gefährlicher nun.



Der Mann legte seinen Gehrock ab. Er ging im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile kam ein Sekretär.

»Herr Dr. Hauser, der Herr Regierungspräsident erwartet Sie nun.«

Der Sekretär öffnete eine Flügeltür.

Hauser trat in ein großes Zimmer. Fast war es ein Saal. Der Saal des preußischen Regierungspräsidenten von Hannover. Wie müssen erst die Könige und Kaiser residieren? Über einem Schreibtisch gebeugt, mit dem Rücken zu Hauser, stand ein anderer Mann und raschelte in einigen Papieren.

Hauser blieb stehen und sagte: »Graf Bismarck ...«

Der Angesprochene drehte sich um, ging auf Hauser zu und gab ihm die Hand. Es war dasselbe Gesicht, dieselbe Körperhaltung.

»Nennen Sie mich einfach Bill«, sagte der Mann. »Wir müssen nicht immer so förmlich bleiben.«

Hauser fragte: »Wie geht es Ihrem Vater, Bill? Den wir so vermissen in der Politik?«

»Das Alter«, sagte Bill, »kann mitunter sehr hässlich sein. Aber setzen Sie sich. Cognac?«

»Sehr gerne«, entgegnete Hauser.

Bill holte eine Flasche sowie zwei Gläser aus einem Wandschrank und schenkte ihnen ein. Sie nahmen in einer Sitzgruppe an einem Kamin Platz.

»Nun, Hauser«, fragte Bill, »was führt Sie zu mir?«

Hauser nahm einen Schluck von der goldbraunen Flüssigkeit in seinem Glas. Er setzte das Glas ab.

Dann sagte er: »Miss Love hat sich wieder gemeldet.«

Bill hob den Kopf, atmete tief ein und schloss die Augen. Er faltete die Hände wie zu einem Gebet.

Dann schaute er Hauser an und fragte: »Sie hat also offenbar weitere Briefe?«

»Es sieht so aus«, sagte Hauser.

Er griff in sein Jackett und reichte Bill einen Umschlag.

Bill öffnete den Umschlag und entfaltete ein Blatt Papier. Er setzte seine Lesebrille auf.

Nach einer Weile sagte er: »Das ist ganz unzweifelhaft seine Handschrift.«

»Ich fürchte ja«, sagte Hauser.

»Was will sie?« fragte Bill.

»10.000 Reichsmark für vier Briefe. Die letzten, die sie noch habe.«

»Das hat sie vor fünf Jahren auch gesagt«, entgegnete Bill.

»Ich weiß«, sagte Hauser. Er trank seinen Cognac aus. Als müsse er bald gehen.

Dann fragte er: »Was machen wir nun?«

Bill schloss die Augen erneut. Und öffnete sie nach einer Weile wieder.

»Arrangieren Sie ein Treffen mit ihr. So bald wie möglich. Dasselbe Hotel, dasselbe Zimmer wie vor fünf Jahren. Ich verlasse mich selbstverständlich auf Ihre Diskretion.«

»Natürlich«, sagte Hauser.

Die beiden Männer verabschiedeten sich. Hauser verließ den Raum. Bill wanderte noch eine Weile, mit auf dem Rücken verschränkten Händen, durch das Zimmer.

Dann drückte er auf eine Klingel.

Nach wenigen Sekunden trat der Sekretär ein.

»Herr Regierungspräsident haben mich rufen lassen ...«

»Ja, Schmidt«, sagte Bill, »ich nehme den Nachtzug nach Hamburg. Bereiten Sie alles vor. Und ...« Er stockte.

»Ja, Herr Regierungspräsident?« fragte der Sekretär.

Bill zeigte auf die Sitzgruppe.

»Sie können meinen Cognac leertrinken, wenn Sie möchten.«



Wir schreiben den 8. August 1898, und ich beginne mit meinem Experiment. Das Experiment soll aus den folgenden Versuchskonstellationen bestehen:

Typ	Ergebnis	Zustand in folgender Lösung			
		Leitungswasser	Natron-Wassergl. pH 10,5	Glucoselösung 5%	Essigsäure 60%
leere Seiten	4				
	24				
	52				
Tageszeitung	4				
	24				
	52				
Buchseiten	4				
	24				
	52				
handschriftlich mit Bleistift	4				
	24				
	52				
mit Schreibmaschine	4				
	24				
	52				

Wie lange wird das Papier überleben, d.h. vor allem das Geschriebene noch lesbar sein, also der Nachwelt erhalten bleiben? Wenn Papier das kommende Feuer überlebt, so wird Feuchtigkeit sein größter Gegner werden.

Wenn es all das überlebt, ist es stärker als der Mensch. Die von Antoine gefundene Strahlung kann ihm ganz offensichtlich nichts anhaben.



Der Nachtzug holpernd durch die Dunkelheit Richtung Hamburg. Preußische S 1 vorne am Keuchen. Bill im Speisewagen. Nur für Polsterklasse aufwärts. Die ersten drei Gänge: Vorbrühe aus Rind. Rehkeule mit Salat und Kompott. Süßspeise. Na und? Man kommt doch am Tag, im Präsidium, kaum zum Essen.

Der Kellner, plötzlich am Tisch stehend: »Wünschen Herr Regierungspräsident nun den Käse?«

»Ja, bitte, Anton«.

Meistens Anton. Bill fährt die Strecke drei bis vier Mal im Monat. So oft braucht er Rat. Vom Eisernen. Rostige Absolution. Ein kärgliches Zeichen von: Liebe. Anton verlor einst Frau und Kind.

Dieser nun Käse, Butter und Brot auftischend. Dazu einen Mocca. So Bill es liebend. Die Lichter einer Stadt

draußen wankend an den Fenstern vorbei. Wie Seelen auf ihrem Himmelsweg. Dann wieder Dunkelheit. Lüneburger Heide. Vereinzelte Moorfeuer.

Ein anderer Gast mit Panamahut sich setzend an den Tisch gegenüber.

Der Gast bestellend. Brotplatte mit Aufschnitt. Einen trockenen Wein. Und grüßend zu Bill: »Herr Regierungspräsident ... «

Bill grüßend zurück. Man kann nicht jeden kennen, der in der Welt winkt.

Anton den Wein sowie nach einer Weile die Brotplatte bringend. Der Mann seinen Hut nicht abnehmend zum Essen. Preußische Geheimpolizei?

Der Zug ratternd weiter. Alles unwirklich werdend: die wie gleißende Gewehrketten draußen vorbeirasenden Lichter, die schemenhaften Gestalten im Zug, das Vibrieren der Waggons, das durch den ganzen Körper geht. Bei den Jungfernfahrten der ersten Züge in Deutschland so manche prophezeiend: Eine Fortbewegung schneller als der Pferderitt gewiss tödlich.

Der Mann mit Hut zu Ende gegessen habend und sich einen Espresso bestellend. Dann lächelnd zu Bill: »Darf ich mich zu Ihnen setzen, Herr Regierungspräsident? Für die Dauer eines kleinen Kaffees?«

Bill hebend die Hand und ladend ihn ein an seinen Tisch.

Der Mann mit seinem Espresso herüberkommend.
Den Hut endlich abnehmend.

»Gestatten, mein Name ist Hans Blum.«

»Kennen wir uns?« so Bill fragend.

Blum an seinem Espresso trinkend und ausführend:
»Seit Monaten fahre ich diese Strecke tagaus, tagein, in
der Hoffnung, Sie eines Tages im Zug anzutreffen.«

»Wozu?« Bill fragend. »Und warum lassen Sie sich
nicht einfach einen Termin im Präsidium geben?«

»Ich muss«, so Blum entgegnend, »in Bewegung
bleiben. Ich kann nicht für längere Zeit in einem Haus,
einem Gebäude sitzen.«

Bill tief einatmend. Und fragend: »Was also wün-
schen Sie von mir?«

»Ich schreibe«, so Blum antwortend, »an einer Bio-
grafie Ihres Vaters.«

Bill, sich etwas gelangweilt gebend: »Das wäre
dann vermutlich die zehnte oder elfte mir bekannte.«

»Viel an Ehre, viel an Biografie«, Blum respondie-
rend.

»Und wie weit sind Sie?« Bill fragend.

»Eigentlich bin ich fertig«, Blum antwortend. Und
rührend in seinem Rest Espresso. So wie ein in einem
Kaffeesatz Lesender.

Nach einer Weile Blum sagend: »Eine Sache aller-
dings ist seltsam.«

»Und die wäre?«

»Das Attentat vom Mai 1866 auf Ihren Vater.«

Bill wiederum tief einatmend. Und ausführend dann: »Verehrter Herr, seit diesem schrecklichen Tag im Mai 1866 hören und lesen wir immer wieder diesen Unsinn: Sei es nicht eigenartig, dass mein Vater aus nächster Nähe von fünf Revolverkugeln getroffen wurde, ohne auch nur eine ernsthafte Verletzung zu erleiden? Und wie könne es sein, dass der Attentäter Cohen sich in Polizeigewahrsam nur einen Tag später mit einem Messer tödlich verletzen konnte? Verschwörung. Lüge. Betrug. Inszenierung. Beseitigung des Attentäters als Zeugen. Bla bla bla.«

»Das mit dem Revolver und dem Selbstmord meine ich gar nicht«, so Blum antwortend.

»Was denn, bitte, wenn ich fragen darf?« so Bill.

»Ich will Ihnen etwas zeigen.«

Blum geheimniskrämernd einen Umschlag aus seiner Jacke hervorholend und ihn öffnend.

»Schauen Sie sich einmal dieses Foto an.«

Blum Bill eine Photographie reichend.

Bill die Photographie eine Weile betrachtend. Und feststellend: »Das kann nicht sein. Unmöglich.«

»Doch«, so Blum, »das ist ohne Zweifel eine Photographie des Attentats. Aufgenommen aus einem der anliegenden Häuser, genau in dem Moment, in dem

Cohen zum ersten Mal auf Ihren Vater schoss. Sie wissen, was das bedeutet.«

Bill ratlos, verzweifelt den Kopf schüttelnd.

»Bei der langen Vorbereitung«, so Blum ausführend, »die man zu dieser Zeit für eine Photographie benötigte, muss der Photograph gewusst haben, was sich ereignen würde. Es kann kein Zufallsphoto sein. Und dieses Foto ist auch nie in einer Zeitung oder sonst wo erschienen.«

»Wo haben Sie dieses Photo her?« so Bill fragend.

»Ich habe es vor Jahren ...«

Plötzlich ein grässliches Quietschen, Jaulen der Bremsen. Der Zug offenbar mit einer Notbremsung haltend, und Bill, von einer unsichtbaren Faust von seinem Sitz gedrückt, auf eine Kante mit dem Kopf schlagend. Bewusstlosigkeit, Dunkel, Fragen. Ewigkeit.

»Herr Regierungspräsident. Herr Regierungspräsident«, so Bill wie aus weiter Ferne eine Stimme vernehmend.

Bill die Augen öffnend und verschwommen ein Gesicht über sich sehend. Die Stimme erkennend. Es ist Anton.

»Was ist passiert, Anton?« so Bill fragend.

»Der Zug musste eine Notbremsung vor einem Bahnübergang machen. Wegen einer liegengebliebenen Kutsche. Doch es war zu spät. Vier Tote in der Kut-

sche, darunter ein Kind. Unsere Weiterfahrt wird sich noch verzögern. Wie geht es Ihnen? Sie waren kurz ohnmächtig.«

Bill sich wieder aufrichtend, mit Übelkeit und Schmerzen in seinem Schädel.

»Bitte bringe mir einen Tee«, so Bill zu Anton.

Bill sich umblickend. Die Kellner das von den Tischen gefallene Geschirr wegräumend.

Blum ein Verschwundener, mitsamt seiner Photographie.



Der Zug ruckelnd über die Elbebrücke. Stahl auf Stahl. Erneut das Schreien der Bremsen. Nur sanfter dieses Mal.

Hamburg, Hannoverscher Bahnhof. Ein solcher Bahnhof schläft nie. Das Raunen der Schiffe. Am Bahnsteig Hans wartend, des Alten treuester, schweigsamster Diener.

Autofahrt durch die Stadt. Autofahrt über das Land.

Autofahrt durch den Wald. Eulen, Käuzchen bei ihrem Totengesang. Friedrichruh. Alle Fenster sind dunkel. Der Alte schlafend schon. So ist es gut.

Beim Frühstück am kommenden Tag sprach Bill ihn an: »Wir könnten uns rächen für all die erlittene Demütigung durch ihn.«

Der Alte schüttelte den Kopf.

»Das Reich darf nicht geschwächt werden. Es mag derzeit einen infantilen Idioten als Kaiser haben, doch das Reich ist größer als dieser Kaiser. In keinem Fall also dürfen diese Briefe an die Öffentlichkeit gelangen.«

»Was also soll ich tun? Miss Love auszahlen?« fragte Bill.

Der Alte stocherte mit dem Haken weiter im Ofen herum.

Niemals wird Bill ihm von dieser Photographie erzählen.



Die Kutsche brachte ihn an einen der Hintereingänge. Er schlug den Mantelkragen hoch und zog den Hut tief ins Gesicht. Als sei er ein Agent. Er betrat das Hotel.

Er stieg ein Treppenhaus hinauf und ging einen Flur entlang. Er liebte diese Teppichflure. Sie schluckten jedes Geräusch.

Er klopfte an Nummer 532. Er hörte eine Stimme. Er trat ein.

Es war alles so wie früher. Ein Sofa und zwei Sessel mit bordeauxrotem Überzug. Ein barockes Tischchen. Der Eingang zum Schlafzimmer.

Auf dem Sofa saß eine Frau von etwa dreißig Jahren. Sie trug ein weißes, langärmeliges Hemd und einen braunen Rock. Sie rauchte eine Zigarette mit schwarzer Zigarettenspitze. Ihr Haar war nach hinten gesteckt. Und in ihrem Gesicht die Schönheit einer antiken Göttin.

»Ich grüße dich, Bill«, sagte die Frau.

»Emilia«, sagte Bill, »ich grüße dich ebenfalls.«

»Setz dich«, forderte Emilia ihn auf.

Bill setzte sich in einen der beiden Sessel. Er schaute Emilia an. Sie waren zwei Schachspieler, die auf die Eröffnung warteten.

»Möchtest du etwas trinken, Bill?« fragte Emilia. »Der Rotwein, den ich mir habe bringen lassen, ist exzellent.«

Sie goss ihm ein Glas ein. Er trank einen Schluck.

»Ein sehr guter Wein, Emilia«, bestätigte er. Und sagte nach einer Weile: »Geschäftstüchtig bist du ja offensichtlich immer noch.«

»Das muss«, antwortete sie, »eine Frau der Liebe auch.«

Und fragte: »Hast du das Geld dabei?«

Bill griff in seine Jackentasche und legte einen Umschlag auf den Tisch.

»Danke«, sagte Emilia. Sie stand auf, holte eine Mappe aus einem der Schränke und reichte sie Bill.

Er blätterte die Mappe durch. Er schloss die Mappe.

Emilia setzte sich wieder und trank von ihrem Wein.

»Man möchte nicht glauben, dass der Schreiber dieser Briefe nun Deutscher Kaiser ist«, sagte sie.

»Nein, das möchte man nicht«, entgegnete Bill.
»Und ich fürchte, dass er Politik nicht anders betreibt als seine Liebschaften.«

Sie zündete sich eine neue Zigarette an.

Und sagte: »Ich habe noch etwas.«

Bill faltete die Hände.

»Noch etwas?« fragte er. »Vom Kaiser?«

»Nein«, antwortete Emilia, »von einem französischen Offizier.«

»Und das wäre?«

»Vermutlich ein Bauplan.«

»Ein Bauplan? Von was? Du machst Scherze.«

»Wenn du an einen Scherz glaubst, dann sollten wir dieses Gespräch beenden.«

»Ich verstehe, dass ein Offizier, der dir körperlich nahegekommen ist, eventuell ein wenig redselig wird.

Doch wie bitte willst du an einen Bauplan gekommen sein?«

Sie stand auf.

»Wenn du Interesse hast, schicke jemanden für nächsten Sonntag nach Metz. Um vier nachmittags im Kaffee Reiser. Ich werde einen roten Hut mit einer gelben Schleife tragen. Er soll mich mit Madame De la Cronier ansprechen. Ich verlange 20.000 Reichsmark für den Plan.«

Bill erhob sich ebenfalls. Er steckte die Mappe unter sein Jackett und verließ das Appartement.



Na, du Liebe, da ist doch jetzt eine Kanone, stramm ausgerichtet, und links und rechts von ihr zwei prall gefüllte Munitionskisten. Wart' ich nur noch, dass du den Feuerbefehl gibst. Kannst du morgen kommen gegen 17 Uhr? Gattin auf Kuchen-Manöver. Eine Kutsche holt dich ab. Servus, Prinz Willilutsch.



Der Besuch hatte sich für elf Uhr morgens angekündigt. Eine Viertelstunde zuvor betrat Planck sein Arbeitszimmer.

Er blieb in der Mitte des Raums stehen. Und hatte, wie schon öfter, das Gefühl, dass die Wände, die voller Bücherregale waren, jeden Tag etwas näher an ihn heranrückten. Als ob sie ihn, eines Tages, mit all ihrem Wissen erdrücken wollten.

Er stellte zwei Stühle an seinen Schreibtisch. Er setzte sich hinter den Schreibtisch. Er schaute auf ein Blatt mit Formeln. Was konnten zwei Offiziere des deutschen Generalstabs von ihm wollen?

Er hörte die schwere Hausglocke. Er schaute auf die Uhr. Es war Punkt elf. Der deutsche Generalstab griff immer pünktlich an. Europa hasste Deutschland dafür.

Einige Minuten lang herrschte Stille. Dann hörte Planck Schritte. Jemand klopfte an die Tür.

»Ja bitte?« rief Planck.

Die Tür öffnete sich langsam. Als würde sie, wie das Fallgitter einer Burg, von schwerfälligen Seilen bewegt.

Das Gesicht eines jungen Mädchens lugte herein.

»Herr Professor, die Herren sind nun da.«

Planck erhob sich und ging zur Tür.

»Herein«, sagte er, »ich lasse bitten.«

Zwei Offiziere betraten das Zimmer. Ein Major, der eine riesige Aktentasche trug, und ein Oberst. Man schüttelte sich die Hände.

»Herr Professor«, sagte der Oberst, »ich danke Ihnen, dass Sie uns empfangen.«

»Nehmen Sie doch bitte Platz.«

Die beiden Offiziere setzten sich. Der Major platzierte die schwere Aktentasche auf seinem Schoß.

»Möchten die Herren einen Kaffee?« fragte Planck.

Der Major schien den Kopf wie zu einem Nicken zu senken.

»Danke nein«, sagte der Oberst. Der Major hob den Kopf.

Das junge Mädchen stand noch immer in der Tür.

»Es ist gut, Antonia«, sagte Planck.

Die Tür schloss sich wieder schwerfällig.

Planck setzte sich hinter seinen Schreibtisch.

»Nun, meinen Herren, was kann ich für Sie tun?«

»Zuallererst«, begann der Oberst, »muss ich Sie darauf hinweisen, dass alles, was wir in diesem Raum besprechen, strengster Geheimhaltung unterliegt.«

»Das Vaterland kann sich auf mich verlassen«, sagte Planck.

»Wir möchten Ihnen etwas zeigen«, fuhr der Oberst fort. »Dürfen wir etwas Platz auf Ihrem Tisch haben?«

Planck räumte einige Bücher, Notizen und Zeitschriften zur Seite.

Der Major öffnete die riesige Aktentasche, entnahm ihr einen großen Bogen Papier und entfaltete ihn auf dem Schreibtisch. Dann reichte er dem Oberst einen kleinen Zeigestock.

»Wir glauben«, sagte der Oberst, »dass dies der Bauplan einer Bombe ist. Einer Fliegerbombe, die bzgl. ihrer Ausmaße größer ist als alles, was wir bisher kennen. Dieses Teil, das Sie hier sehen, ist offensichtlich ein Zeitzünder. Doch die von ihm gezündete Sprengladung hier ist viel zu schwach, um eine wirksame militärische Primärwirkung zu erzielen. Offenbar wird durch die Sprengladung nur ein innen hohler Zylinder von etwa 18 cm Länge und 15 cm Durchmesser auf einen etwa ebenso langen Bolzen getrieben, der genau in den Hohlraum des Zylinders passt. Wir wissen nicht, welchem Zweck das dienen sollte.«

»Aus welchem Material sind Zylinder und Bolzen?« fragte Planck.

»Das wissen wir nicht genau. Vom angegebenen Gesamtgewicht her ist dieses Material mehr als doppelt so schwer wie Stahl.«

»Also«, fasste Planck zusammen, »die Sprengladung führt Ihrer Meinung dazu, dass dieser Bolzen in den Zylinder getrieben wird.«

»Ja«, sagte der Oberst. Der Major nickte.

»Hat die Bombe noch weitere unübliche Komponenten?« fragte Planck.

»Nein«, sagte der Oberst. Der Major schüttelte leicht den Kopf.

»Wenn das Gewicht von Bolzen und Zylinder mehr als doppelt so groß ist wie das von Stahl, kommt nur ein Actinoid in Frage«, stellte Planck fest.

»Würden Sie uns das bitte erläutern«, bat der Oberst.

»Actinoide sind die schwersten der bekannten Elemente«, führte Planck aus. »Deutlich schwerer als Eisen, Blei und so weiter.«



Klaproth, Martin Heinrich; Wolff, Friedrich: *Chemisches Wörterbuch*, Band 5: Se - Z. In der Vossischen Buchhandlung, Berlin 1810: »Die konzentrierte Salzsäure veranlaßte einen kaum wahrnehmbaren Angriff auf das Uran, und die kaum gelblich gefärbte Auflösung, welche durch Ammonium einen eben so gefärbten Niederschlag fallen ließ. Das Metall schien in seiner Farbe und seinem Volumen unverändert zu seyn. Die Salpetersäure löste hingegen das Uran bis auf eine Spur Koh-

liges, unter Entwicklung von Salpeter und Erhitzung vollkommen auf.«



Mein Kaiser, was hast du getan? Die Nachricht erreichte mich heute. Warum, warum hast du mir diese Hiobsbotschaft nicht selbst überbracht?

Du verstößt mich. Mich, den einzigen, der dich je wirklich liebte.

Warum hörst du auf diese Einflüsterer, Intriganten, Speichellecker? Erkennst du nicht ihre wahre Absicht? Dich zu kontrollieren, dir perfide und hinterlistig ihren Willen aufzuzwingen? Ja, geschickt sind sie. Sie gaukeln dir vor, es wären deine Entscheidungen gewesen, die dich, den Hof, das Reich in den Untergang steuern.

In die Verbannung schickst du mich. Keinen Brief, keine Notz darf ich dir jemals mehr zukommen lassen. Und niemals mehr werde ich deine Zärtlichkeit erfahren. Ein nicht endender Schatten zieht in meine Seele ein.



Der politische Mord. Der geheimdienstliche Mord. Der ideologische Mord. Nichts Persönliches. Man ist nur im Weg. Der Weg ist das Ziel. Es geht nicht um Moral, Niveau, Intelligenz. Es geht um das Ziel.

Miss Love verließ das Gebäude. Die Häuser, die Vorgärten, sie waren ein Ufer. Die Ränder eines steinernen Flusses. Eines Mahlstromes aus Beton, Fahrzeugen, Menschen. Wer war der Täuscher, der Blocker, der Täter?

Ein Kind hielt ihr seine offenen Hände entgegen. Hungeraugen. Ein weiteres Kind rempelte sie an. Ein drittes hielt sie am Arm fest.

Sie spürte einen Stich. Die Kinder waren fort.

Und dunkel, eine verschnittene Blume, versank sie im Fluss.



Zuerst schien es nur ein warmer Wind zu sein.

Der Sieg, der heilige Sieg. Er war so nah. Der Hauptmann Salben und seine Männer, sie spürten diesen Sieg in ihrem Kopf, ihrem Blut, ihrem Atem. Dieser Sieg, er konnte ihnen nicht mehr genommen werden.

Seit drei Tagen feuerten sie unentwegt auf den Feind mit ihrer Garde-Feldartillerie-Abteilung. Die

Munitionskolonnen kamen kaum nach mit dem Nachschub für ihre vier Feldgeschütze. Alle paar Stunden galoppierte ein Melder vom Abteilungsstab heran und überbrachte immer wieder die gleiche Art von Befehl: Feuer einstellen, aufprotzen, neue Stellung vier oder fünf Kilometer westwärts, weiterfeuern. Der Feind wich. In Richtung Marne. Die Marne war ihr Schicksalsfluss. Der Fluss des Sieges. Der Fluss der Leichen des Gegners. Der Franzmann war geschlagen.

Wieder protzten sie auf. Bespannten die Gäule. Zogen gen Westen. Auf den Feldern lagen tote Franzosen, zerfetzt von den Granaten ihrer Geschütze. Krieg ist grausam. Doch er brennt das Faule, das Wunde, das Verdorbene aus. Und reinigt die Seelen durch einen unvergleichlichen Sieg.

Eine Kavallerieeinheit donnerte an ihnen vorbei. Die Kavalleristen, sie waren die Speerspitze des Sieges. Doch der Hauptmann Salben und seine Männer, sie waren der Hammer des Sieges. Der seine Opfer zu Blut und Matsch zerschmetterte.

Bei Fère-Champenoise protzten sie wieder ab. Die Männer brachten die Geschütze in Stellung. Der Hauptmann Salben gab die neuen Ziele durch. Die Richtschützen justieren die Rohre. Die Ladeschützen schoben die Granaten ein. Die erste Salve wurde gefeuert.

Dann rief der Feldwebel: »Herr Hauptmann, schauen Sie mal.« Er zeigte nach oben. In den Himmel.

Der Hauptmann Salben schaute nach oben. Er sah ein Luftschiff. Ein großes Luftschiff. Es war kein Aufklärungsschiff. Aber es flog von der französischen Seite aus auf sie zu. Als hätte es keine Angst. Ein deutscher Doppeldecker näherte sich ihm bereits und beschoss es.

Plötzlich verlor das Luftschiff etwas. Es sah aus wie eine Gondel. Doch es war keine Gondel. Denn die Gondel war noch am Luftschiff. Und das, was das Luftschiff verloren hatte, hing an einem Fallschirm.

Der Hauptmann Salben sah den Fallschirm sinken. Eine Art Tonne hing an ihm. Plötzlich, noch in der Luft, gab es eine Explosion. Ein gewaltiger Lichtblitz blendete die Batterie. Die Männer schrien auf und fassen sich an die Augen. Der Schmerz in den Augen war beispiellos.

Dann spürte der Hauptmann Salben diesen warmen Wind. Wärmer, als je es ein Wind gewesen war in seiner Erinnerung. Innerhalb von Sekunden wurde dieser warme Wind ein heißer Sturm. Der Sturm stieß die Männer wie eine unsichtbare Faust um. Die Geschütze wirbelten in der Luft umher wie Holzspielzeug. Es wurde dunkel. Dunkel. Dunkel.



Mein Experiment der Papierauflösung ist abgeschlossen. Es überlebten nur die leeren Seiten.



Der Hauptmann Salben schleppte sich weiter. Er gelangte zum Regiment-Gefechtsstand. Überall lagen Leichen und Pferde herum. Nur die Steinhütte stand noch.

Drinnen saß sein Oberst an einem Kartentisch. Als sei nichts geschehen.

Der Oberst sagte: »Trauern Sie nicht. Die Toten sind keine Kinder.«

»Aber ganze Dörfer sind ausgelöscht. Mit Familien, Kindern, allem. Der Feind zerstört sein eigenes Volk, um uns zu stoppen.«

»Wir würden es«, sagte der Oberst, »nicht anders machen, oder? Was ist ein Volk wert, vom Feind unreinigt?«

»Sie sind nicht bei Sinnen, Herr Oberst«, schrie Salben.

Der Oberst schaute ihn mit leerem Blick an.

Der Hauptmann Salben verließ den Gefechtsstand.
Er musste sich übergeben. Reiter preschten vorbei, mit
verkohlten Gesichtern.

Der Sieg, er war verbrannt.



Mein Kaiser. Was ist geschehen? Die Zeitungen, die
Journale, sie berichten alle davon. Hast du es kommen
sehen? In deiner Weisheit, deiner Güte, deiner Stärke?
Ich verstehe es nicht.



6 References

- [1] Wolpoff, MH; Caspari, R.: *Race and Human Evolution*. Simon and Schuster, New York 1997.
- [2] Maugham, W. Somerset: *The Razor's Edge*. Doubleday, Doran 1944.
- [3] Landy, SD: *Die Struktur des Universums*. Spektrum der Wissenschaft 9 / 1999, 42–48.
- [4] Klaproth, MH; Wolff, F: *Chemisches Wörterbuch*. In der Vossischen Buchhandlung, Berlin 1807–1810.
- [5] Gibbon, Edward: *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire*. Methuen, London 1898-1925.
- [6] Wehlim, TJ: *Die verfrühte Atombombe. Eine Neubewertung der Marneschlacht von 1914*. Verlag Militär und Fiktion, Bonn 2016.
- [7] London, J.: *Before Adam*. Everybody's Magazine, New York City, 1906–1907.

